

Bischof
Dr. Gerhard Feige

Übergänge *gestalten*

Anregungen und
Ermunterungen

Bistum Magdeburg
2005

Inhalt

<i>Vorwort</i>	5
<i>Wappen und Wahlspruch</i>	6

I. Inmitten neuer Herausforderungen

Als Hoffnungsgemeinschaft mit dem Auferstandenen auf dem Weg.....	10
--	----

II. Geistliche Ein- und Ausblicke

Katholisch im Bistum Magdeburg.....	17
Mit Christus auf dem Weg.....	22
Um Gottes und der Menschen willen.....	26
Wovon Kirche lebt.....	30

III. Anregende Bistumspatrone

Norbert: Realistisch, engagiert, fromm.....	36
Mauritius: Sich furchtlos zu Gott bekennen.....	39
Gertrud: Die Chance wirklicher Bekehrung.....	41

IV. Ökumenische Erwägungen

Katholische Thesen zur Ökumene.....	46
-------------------------------------	----

V. Österliche Impulse

„An-ge-dacht“ im MDR-Hörfunk.....	51
-----------------------------------	----

Impressum

Herausgegeben von der Pressestelle des Bistums Magdeburg
Max-Josef-Metzger-Straße 1, 39104 Magdeburg
www.bistum-magdeburg.de
Redaktion, Gestaltung, Fotos: Thomas Lazar

Vorwort

Unser Bistum Magdeburg befindet sich seit geraumer Zeit in einer Phase des Umbruchs. Vieles hat sich bereits verändert, weitere wichtige Entscheidungen stehen an. Doch nur wenn wir uns mutig und hoffnungsvoll auf die veränderte Situation unserer Gesellschaft und unserer Kirche einlassen, können wir auch in Zukunft glaubwürdige Christen „um Gottes und der Menschen willen“ sein. Diese Übergänge gilt es zu gestalten.

Die Geschichte der katholischen Christen in unserer Region ist lang, sie reicht bis ins 10. Jahrhundert zurück. Seit damals verkünden Gläubige in unserem Gebiet mit viel Mut und Phantasie das Evangelium und versuchen danach zu leben. Auch viele Heilige hat Gott hier hervorgebracht und noch immer sind sie uns leuchtende Vorbilder.

Aber auch Unsicherheit und offene Fragen gibt es nicht nur heute. Nöte und Schwierigkeiten waren oft Begleiter unserer Gemeinden. Dennoch haben viele in ihnen Heimat und Geborgenheit, Anregung und Halt, Hoffnung und Zuversicht gefunden.

An all das möchte ich euch, liebe Schwestern und Brüder, mit den vorliegenden Texten erinnern und zugleich anregen und ermuntern, die in unserem Bistum anstehenden Veränderungen zuversichtlich und im Vertrauen auf Gott mitzugestalten.

+ Gerhard Feige
Bischof von Magdeburg

Wappen und Wahlspruch

Das Wappen verbindet markante Phasen der wechsellvollen Geschichte des Magdeburger Kirchengebietes mit meiner Biografie und meinen Anliegen. In seinem ersten und vierten Feld entspricht es unserem Bistumswappen.



Links oben erscheinen mit Rot und Weiß die Farben des 968 gegründeten und während der Reformation untergegangen Erzbistums Magdeburg. Eine große Vergangenheit mit verehrungswürdigen Heiligen und die Tragik der Glaubensspaltung stehen vor Augen. Angesichts der dramatischen Entchristlichung Mittel- und Ostdeutschlands ruft beides zur Besinnung und – damit unser

Zeugnis glaubwürdiger werde – zu einer größeren ökumenischen Gemeinsamkeit auf.

Das goldene Kreuz auf rotem Grund verkörpert das Wappen des Bistums – seit 1930 Erzbistums – Paderborn. Ihm gehörte unsere Diasporaregion von 1821 bis 1994 an, zu ihm gibt es auch nach der Verselbständigung unseres Bistums weiterhin besondere Beziehungen. Dankbar schaue ich mit vielen auf die großzügige Unterstützung der Paderborner und deren herzliche Solidarität zurück.

Rechts oben ist das Wappen meiner Heimatstadt Halle (Saale) zu sehen. Seine Gestirne werden mit einer Legende in Verbindung gebracht, nach der vor über 1000 Jahren ein Bischof den ärmlichen Gründern der Stadt – den Halloren – zur Verwirklichung ihres Planes gewünscht habe: „und es leuchte euch Sonne, Mond und Sterne“. Nach wie vor begleiten und erbauen mich hallese Erlebnisse, Prägnungen und Kontakte.

Das linke untere Feld schließlich zeigt auf goldenem Grund ein vieldeutiges und überwiegend in der byzantinischen Ikonografie entfaltetes Motiv: den sogenannten „leeren Thron“ beziehungsweise dessen „Bereitung“ (griechisch: Hetoimasia). Als Zeichen unsichtbarer An-

wesenheit schon im heidnischen Götter- und Kaiserkult in Gebrauch hat die frühchristliche Kunst es auf die Repräsentation Christi als des himmlischen Herrschers angewandt. Zumeist mit Evangelienbuch, Taube und Kreuz versehen wurde dieser Thron in der byzantinisch-slavischen Tradition auch zum Hinweis auf den dreieinen Gott, die Ausgießung des Heiligen Geistes, die Gegenwart Christi in der Eucharistie und seine endgültige Wiederkunft in Herrlichkeit. Hier im Wappen steht die „Thronbereitung“ als Ausdruck für meine historisch-theologische Beschäftigung mit der Alten Kirche und dem christlichen Osten, meine Liebe zur byzantinischen Liturgie, mein



Bischof Leo Nowak überreicht seinem neuen Weihbischof am 11. September 1999 den Hirtenstab.

Vertrauen auf Gottes Nähe und meine Überzeugung, dass volle Katholizität nur dann eine wirkliche Chance hat, wenn die Christenheit noch mehr – wie Papst Johannes Paul II. wiederholt betont hat – „mit beiden Lungenflügeln atmet“, dem westlichen wie dem östlichen.

Vigilate et orate - Wacht und betet

Um die gegenwärtige Situation im Geiste Christi zu bestehen und offen für seine Zukunft zu sein, halte ich es mit meinem Wahlspruch „Vigilate et orate“ (Mt 25, 41; vergleiche auch Lk 21,36; Kol 4,2 und Eph 6,18) für wichtig, zu wachen und zu beten. Wachsamkeit heißt dabei für mich: nicht überall nur Unheil zu wittern, Scheuklappen anzulegen, in eine Scheinwelt oder ein Getto zu flüchten und Konflikte auszuklammern, aber auch nicht jeder Mode oder Meinung dieser vergänglichlichen und auch sündigen Welt zu verfallen, sondern mög-

lichst viel der ganzen Wirklichkeit mit ihren Freuden, Leiden und Nöten wahrzunehmen, alles kritisch zu prüfen und nach dem Willen Gottes zu befragen, sensibel, gelassen und hoffnungsvoll zu bleiben und nach den Zeitzeichen Christi Ausschau zu halten.

Wir dürfen nicht müde werden, uns darum zu mühen, das Evangelium ansteckend zu leben und zu verkünden, die Einigung der Christen voranzutreiben und auch gesellschaftliche Probleme mitzulösen. Das aber kann auf Dauer nur der aktiv mittragen, der einen tiefen Glauben hat, ganz auf Gott setzt, dankbar seine Erlösungstaten feiert und sich ihm im Gebet anvertraut. Das beharrliche Stehen oder Knien vor Gott ist die verheißungsvollste Form, innerlicher Leere zu entgegen, Trost, Kraft und Zuversicht zu finden sowie größere Glaubwürdigkeit zu gewinnen.

I.

Inmitten neuer Herausforderungen

Als Hoffnungsgemeinschaft mit dem Auferstandenen auf dem Weg

*Predigt zur Amtseinführung des Bischofs von Magdeburg
am 16. April 2005 in der Kathedrale St. Sebastian
(Kol 3, 1-4.12-17; 4, 2-6; Lk 24, 13-35)*

„Wir aber hatten gehofft ...“

„Wir aber hatten gehofft ...“ - Wie oft kommt es doch zu Erschütterungen, verändern sich Verhältnisse dramatisch, werden vertraute Gewohnheiten in Frage gestellt, wie oft erweisen sich bisherige Vorstellungen als brüchig, tragen langbewährte Lösungen nicht mehr weiter, ist unseren Wünschen die Erfüllung versagt, wie oft scheint einem der Boden unter den Füßen weggezogen zu werden!

Ab- und Umbrüche sind an der Tagesordnung, und wieder einmal finden wir uns selbst in solchen Prozessen vor, die unter die Haut und ans Herz gehen.

Für die katholische Weltkirche markiert der Tod von Papst Johannes Paul II. das Ende einer Ära; mit dem übermorgen beginnenden Konklave wird gerade ein neues Kapitel der Geschichte eingeleitet.

In Deutschland ist die Kirche in manche Krise geraten. Einschneidende Veränderungen sind notwendig; überall gilt es einzusparen, umzugewichten und sich neu zu orientieren.

Auch das Bistum Magdeburg ist davon nicht ausgenommen. Als Bischof Leo vor einem reichlichen Jahr die Beschlüsse des Pastoralen Zukunftsgesprächs in Kraft gesetzt hat, war das Ausmaß der notwendigen finanziellen Einsparungen noch nicht abzusehen. Spätestens jetzt ist deutlich geworden: Weitere Entscheidungen sind für die Zukunft unseres Bistums mit seinen Gemeinden und Einrichtungen nötig. Eine Erscheinungsform von Kirche wandelt sich. Wenn wir „*Untergänge vermeiden*“ wollen, müssen wir „*Übergänge gestalten*“ (Warnfried Dettling). Das wird Auswirkungen auf uns alle haben und nicht ohne Ängste, Protest, Schmerz und Verlust abgehen.

Auch der Sozialstaat ist auf den Prüfstand geraten. Aufgrund der demographischen und wirtschaftlichen Entwicklung scheint die bisherige Absicherung und Versorgung so nicht mehr gewährleistet zu sein. Massenarbeitslosigkeit und regionale Entvölkerung zwingen zum Umdenken. Neue Konzepte müssten den Einzelnen vermutlich mehr

Eigenverantwortung zugestehen oder abverlangen. Und in all dem nun noch ein weiterer vielleicht nicht ganz so bedeutender Umbruch oder Übergang: die Amtseinführung eines neuen katholischen Bischofs!

„*Wie gedenken Sie auf die gegenwärtigen Probleme in Kirche und Gesellschaft zu reagieren?*“, so wurde ich in den letzten Tagen von Journalisten immer wieder gefragt. „*Wie sieht Ihr Programm aus? Wie wollen Sie Ihren Gläubigen Mut machen? Welche Perspektiven sehen Sie? Welche Signale wollen Sie setzen? Welche Hoffnung haben Sie?*“

Gott sei Dank muss ein Bischof nichts neu erfinden. Die wichtigsten Koordinaten sind längst gegeben. Dies aber in Erinnerung zu rufen, dafür einzustehen, daraus je neu die Spannung von

„*Bewahren und sich Bewähren*“

(Bischof Joachim Wanke, Erfurt) auszutarieren: Das ist eine seiner zentralen Aufgaben: für die katholischen Christen im eigenen Bistum, aber auch -

- zusammen mit den anderen Christen der Region - für die Zeitgenossen, die mit Kirche nichts mehr oder noch nichts zu tun haben. „*Wir aber hatten gehofft ...*“, so hören wir schon die Jünger auf dem Weg nach Emmaus klagen. Sie befinden sich in einer Umbruchsituation, wie sie tiefer kaum sein kann: Der, auf den sie alle Hoffnung gesetzt hatten, ist tot, schmachlich hingerichtet; sein Werk scheint auf tragische Weise gescheitert zu sein. Ihre Hoffnung ist ins Leere gelaufen. Hat der Tod also doch das letzte Wort? Das, was Leben und Zukunft bedeutet hatte, ist in den Tod übergegangen.

„*Wir aber hatten gehofft ...*“ In diesem Satz sammelt sich die ganze Klage derer, die vor den Trümmern ihrer Hoffnung stehen. Spiegelt sich darin nicht auch unsere eigene Klage wider? Die Klage über die Situation der Kirche und manche Schwierigkeiten in den ökumenischen Beziehungen. Die einen bedauern, dass sich alles, was kostbar



Erzbischof Hans-Josef Becker führt Dr. Gerhard Feige als neuen Bischof für das Bistum Magdeburg ein.

war und ist, so schnell wandelt; die anderen bemängeln, dass sich alles viel zu langsam wandelt.

Hinzu kommt die Klage über unsere ganz persönlichen Verlust-erfahrungen: Krankheit, gescheiterte Beziehungen, Verlust von Arbeit und Ansehen und Tod. „Wir aber hatten gehofft ...“

Der Auferstandene ist längst mit auf dem Weg

Jesus verurteilt diese Klage und diese Zweifel nicht. Sie dürfen sein. Sie gehören zur menschlichen Realität und Geschichte. Das war in der frühen Kirche nicht anders als heute. Aber: Die Geschichte zeigt, dass es entscheidend darauf ankommt, in dieser Klage nicht „vor Anker zu gehen“. Wer vor den Trümmern seiner Hoffnung steht, ist in der Gefahr, nichts mehr zu sehen als den eigenen Schmerz. „*Sie waren wie mit Blindheit geschlagen ...*“.

Jesus lädt dazu ein, über den eigenen Horizont hinaus zu blicken und die persönliche Interpretation der Vorgänge in Frage stellen zu lassen. Dann könnte sich zeigen, dass die eigene Hoffnung vielleicht noch zu kurz gegriffen hatte, von eigenen Plänen, Erfahrungen und Wünschen geprägt war, vielleicht auch von heimlichem Besitzstandsdenken oder sektiererischem Eifer.

Sicher hatten die Emmausjünger mit der Vorstellung gelebt, Gott würde den Messias groß und mächtig werden lassen und eine „Erfolgsstory“ mit ihm schreiben. Scheitern und Tod dürfen da nicht vorkommen; das passt nicht in ihr Gottesbild. Vergessen waren die prophetischen Vorhersagen eines leidenden Gottesknechtes; nicht ernst genommen waren die Ankündigungen Jesu, dass auch er leiden müsse; verdrängt waren dessen Worte von der Selbstverleugnung und Kreuzesnachfolge derer, die seine Jünger sein und wahres Leben gewinnen wollen. „*Musste nicht der Messias all das erleiden?*“; wird es ihnen durch den Fremden in Erinnerung gerufen.

Und auch wir verdrängen solche ernüchternden Hinweise gern, lassen uns eher von Zahlen leiten, von einer bestimmten Erscheinung von Kirche und Gemeinde, wie wir sie kennen - vielleicht sogar bis hin zu den als unabänderlich betrachteten Gottesdienstzeiten. Wir schreiben Gott sozusagen vor, wie das Reich Gottes kommen soll. Und wenn das dann nicht eintrifft, werden wir nostalgisch, schwärmen von früher, suchen nach Schuldigen oder „fallen“ gar „vom Glauben ab“.

Jesus befreit die Jünger zu einer neuen Sicht des Glaubens: Gott ist größer als unsere Vorstellungen und Erwartungen, größer als die

Gestalt von Kirche, die uns vertraut ist. Er hat seine Zusage in Jesus Christus nicht zurückgenommen – im Gegenteil! Der Tod hatte keine Macht über ihn. Als Auferstandener ist er immer bei uns – egal in welcher Situation. Er geht unsere Wege mit und führt auch uns in seine neue Dimension des Lebens. Das heißt: wir dürfen erkennen – wie die Jünger von Emmaus – , dass unsere Erfahrungen von Tod, Verlust und Scheitern nicht das letzte Wort haben, dass wir mit unserer tiefsten Hoffnung nicht ins Leere laufen.

„*Ihr seid mit Christus auferweckt, darum strebt nach dem, was im Himmel ist*“ – heißt es im 3. Kapitel des Kolosserbriefes. Das bedeutet: Überlasst euch nicht der Schwerkraft des alten Menschen und seinen Prägungen („das Irdische“), lasst euch vielmehr ins Kraftfeld der Liebe Gottes hineinziehen!

Christen sind dann Menschen, die vom *Tod zum Leben* übergegangen sind; sie bilden dadurch einen Kontrapunkt zu den alltäglichen menschlichen Erfahrungen, wo alles immer wieder vom *Leben in den Tod* überzugehen scheint.

Das hat Folgen – im persönlichen Leben, inner- und zwischenkirchlich, gesellschaftlich. Dieser Kontrapunkt muss sich gerade da bewähren, wo die Angst, die Klage, die Trauer am größten ist, wo die Verluste am einschneidendsten erfahren werden.

Gerade jetzt – in all den Umbrüchen – „*dürfen wir Christen nicht vergessen, welches ‚Kapital‘ wir haben: die Hoffnung über den Tod hinaus. Diese Hoffnung muss sich bewähren*“, im Umgang mit Leiden und Tod, aber auch in den strukturellen Veränderungen, in den Finanzeinschnitten. „*Wenn die Christen mutig und hoffnungsvoll an diese Probleme herangehen, können sie ihren Mitbürgern Mut machen, auch hoffnungsvoll und nicht resignativ mit den Problemen umzugehen, die das ganze Volk bewegen.*“ (Norbert Feldhoff)

Hoffnungsgemeinschaft von Berufenen und Gesandten

Das hat auch Folgen für unser Kirchenverständnis. Der Auferstandene zeigt sich zwar den Frauen und Männern, die ihm gefolgt waren, auch einzeln und auf verschiedene Weise, beruft sie aber jedes Mal in eine Gemeinschaft von Menschen, die miteinander die Ostererfahrung teilen, die sie feiern, die daraus miteinander leben, die sie nach außen tragen.

Kirche ereignet sich von Anfang an in Gemeinschaft. Sie ist eine Gemeinschaft von Berufenen - mit unterschiedlichen Erfahrungen, Gaben und Aufgaben.

Eine Berufung zu haben, ist nicht Priestern und Ordensleuten vor-

behalten: Alle Getauften und Gefirmten sind berufen, die österlichen Spuren in ihrem Leben zu entdecken, den Auferstandenen, der mit ihnen geht. In jeder Biografie gibt es Ostererfahrungen. Das ist vielen Gläubigen gar nicht immer bewusst. Jeder und jede Einzelne wird dadurch beschenkt und beauftragt.

Die Krisen und Umbrüche, in denen wir uns befinden, machen genau dies notwendig: dass möglichst viele diese ihre Berufung (wieder) entdecken, dass sie nicht alles an Hauptamtliche delegieren. Dabei geht es nicht zuerst um diese oder jene Aktivität, um diesen oder jenen Posten in der Gemeinde, sondern vielmehr um die Begegnung mit dem Auferstandenen, um eine Beziehung, um ein Geschehen des Herzens. So wächst der Glaube und findet seine Gestalt.



Bischof Gerhard Feige am Ambo der Kathedrale St. Sebastian

In der Emmausgeschichte ist von einigen Frauen die Rede, die von ihrer Erfahrung des leeren Grabes und der Erscheinung von Engeln berichten; sie versetzen die Emmausjünger in Aufregung.

Kirche - so könnte man daraus folgern - ist auf das Miteinander aller Gläubigen angewiesen: auf das Miteinander von Frauen und Männern mit ihren zum Teil eigenen Zugängen zur Wirklichkeit, auf das Miteinander von Priestern und Laien, auf das Miteinander zwischen einem Bischof und den anderen Gläubigen in seiner Diözese.

Das ist zutiefst ein Miteinander derer, die vom Tod zum Leben übergegangen sind. Aus

dieser Erfahrung und Zusage (Kol 3, 14ff) gilt es zu leben. Das ist die Basis. Nur auf diesem Fundament können die verschiedenen Dienste und Aufgaben gedeihen.

Wenn immer mehr Christen ihre eigentliche – österliche – Berufung finden, werden sich sicher auch die Rollen der Hauptamtlichen verändern – und es wird neu zu buchstabieren sein, was Pastoral heißt.

Kirche ist aber auch eine Gemeinschaft von Gesandten. Die Ostererfahrung war von Anfang an mit einem Auftrag verbunden: „*Gebt!*“

Legt da Zeugnis ab, wo ihr lebt! „*Seid weise im Umgang mit den Außenstehenden, nutzt die Zeit! Eure Worte seien immer freundlich, doch mit Salz gewürzt; denn ihr müsst jedem in rechter Weise antworten können!*“ (Kol 4, 5-6)

Diese missionarische Dimension ist in den letzten Jahren und Jahrzehnten wieder neu und tiefer entdeckt worden. Für viele ist sie noch ungewohnt. Es gilt aber, sie ernst zu nehmen und entsprechende Akzente zu setzen. Im Pastoralen Zukunftsgespräch haben wir formuliert:

„*Wir wagen den Aufbruch. Wir wollen eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern die allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist. Seine Botschaft verheißt den Menschen ‚das Leben in Fülle‘ auch dann, wenn die eigenen Möglichkeiten ausgeschöpft sind. Deshalb nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft.*“

Es ist und bleibt der Grundauftrag von Kirche, die Botschaft des Lebens, das den Tod überwindet, allen Menschen kundzutun und ihnen zu helfen, „... *sich mit allen Glaubenden zusammen dem österlichen Licht auszusetzen und dadurch Orientierung und Hoffnung für das eigene Leben zu gewinnen.*“ (Bischof Joachim Wanke)

Viele tun sich da noch schwer, fühlen sich hilflos, sprachlos, haben Scheu davor. Es wird aber eine der wichtigsten Aufgaben der Zukunft sein - nicht, um auf „Erfolgskurs“ zu gehen, sondern weil es Jesu ureigener Auftrag ist.

Eine österliche Kirche zu sein: das ist nicht machbar. Es ist schon gegeben - will aber immer neu entziffert und umgesetzt werden. Dazu bedarf es der Wachsamkeit und des Gebetes, auch um die Geister zu unterscheiden. „*Lasst nicht nach im Beten; seid dabei wachsam und dankbar.*“ Von diesem Aufruf des Kolosserbriefes (4,2) fühle ich mich - wie mein Wahlspruch zeigt - besonders angesprochen.

Um als Bischof in dieser Wachsamkeit und Entschiedenheit zu bleiben, bitte ich euch, bitte ich Sie, auch weiterhin für mich zu beten und mich zu unterstützen.

Es wäre wunderbar, wenn wir zusammen in den Umbrüchen, die wir erfahren, einen österlichen Kontrapunkt setzen könnten.

Bezeugen wir gemeinsam, dass der Auferstandene hier bei uns im Bistum Magdeburg ist und uns dazu aufruft, gelassen an den „*Unheilspredigten*“ unserer Zeit vorbeizugehen (Peter Köster SJ), mutig und entschieden den Aufbruch zu wagen und auf die Herausforderungen zu antworten, die uns gestellt sind.

II.

Geistliche

Ein- und Ausblicke

Katholisch im Bistum Magdeburg

Eine geistliche „Standortbestimmung“

*Predigt zur Verabschiedung von Bischof Leo Nowak
am 20. März 2004 in der Kathedrale St. Sebastian
(Eph 1,3-10; Joh 14,1-6)*

Wenn ein Bischof in den Ruhestand verabschiedet wird, ist das kein Begräbnis. Er wird damit auch nicht zur „Persona non grata“ oder ins Exil getrieben. Außerdem folgen daraus weder Laisierung noch Privatisierung. Trotz Amtsverzichts geht er seinem Bistum also nicht verloren. So bleibt auch Leo Nowak selbstverständlich Bischof, und wir hoffen, ihn trotz verdienter Entspannung noch lange als „dynamischen Altbischof in Reichweite“ – wie manche „i. R.“ sinnigerweise interpretieren – unter uns zu haben.

Und doch bedeutet das Ende seiner Amtszeit einen Einschnitt in der Geschichte unseres erst 10 Jahre alten Bistums. Manche sind verunsichert und schauen wehmütig zurück. Hinzu kommt die allgemeine Situation unserer Kirche in Deutschland und besonders hier im Osten.

Wir betrachten sie recht nüchtern, aber nicht ohne Hoffnung. Außenstehende unterstellen uns dabei – wie kürzlich in einer Zeitung zu lesen war – eine „*seltene Mischung aus Verzagtheit und Übermut, mit der Schrumpfkirchen auf Bedeutungsverlust reagieren*“. In der Tat: Vieles spricht gegen uns. Das wird nicht geleugnet; aber darüber zu jammern, wäre zu wenig. Stattdessen versuchen wir, uns diesen Herausforderungen in positiver Weise zu stellen.

Woher nehmen wir dazu aber die nötige Gelassenheit, den schöpferischen Mut und die unbändige Zuversicht? Darüber nachzudenken und zu sprechen, dürfte dem heutigen Anlass voll und ganz angemessen sein.

Die Lesungen aus dem Epheserbrief und dem Johannesevangelium, die Bischof Leo für diesen Gottesdienst ausgewählt hat, bieten dafür eine gute Grundlage.

Herkunft

Kürzlich ist mir ein Münsteraner begegnet, der ganz erstaunt war, dass es in Sachsen-Anhalt überhaupt katholische Christen gibt – sogar ein Bistum mit einem richtigen Bischof.

Woher kommen wir? Die meisten von uns sind inzwischen schon hier geboren, viele stammen aber von Flüchtlingen, Vertriebenen und Zugezogenen ab. Schlesier, Sudetendeutsche und Ermländer, auch Westfalen und Eichsfelder, Rheinländer und Bayern, selbst Russlanddeutsche und Polen, Italiener, Kroaten und Afrikaner sind unter uns anzutreffen.

Trotzdem können wir an einer alten Geschichte anknüpfen: Vor mehr als 1000 Jahren wurde das Erzbistum Magdeburg mit einigen Suffraganen gegründet; das Bistum Halberstadt begeht in diesem Jahr sogar schon sein 1200jähriges Bestehen. Eine Vielzahl von Zeugen des Glaubens ist uns vorausgegangen; nicht ohne Stolz gedenken wir einiger von ihnen in einer eigenen Heiligenlitanei.

Unsere Wurzeln reichen aber noch weiter zurück: in die griechisch-römische Zeit und in die Geschichte des Volkes Israel. Wir sind also Anhänger einer über 2000jährigen Bewegung mit allem „für“ und „wider“. Einerseits tragen wir schwer unter diesem historischen Ballast und werden als die „Ewig-Gestrigen“ bezeichnet; andererseits profitieren wir von den Welterfahrungen einer Gemeinschaft, die wie keine andere schon so lange existiert. Immer noch hat sie – wie ich meine – genügend Puste und Verstand, Rückgrat und Beweglichkeit, Charme und Begeisterungsfähigkeit.

Damit sind wir aber noch nicht am Ausgangspunkt unseres Stammbaums angelangt. Worin liegt der tiefste Grund unserer Existenz?

Laut Epheserbrief (1,4 f) ist der bei Gott zu suchen. *„Er hat uns in Christus erwählt vor Erschaffung der Welt. ... Er hat uns aus Liebe im Voraus dazu bestimmt, durch Jesus Christus seine Söhne (und Töchter) zu werden ...“* Das heisst: Letztendlich kommen wir aus der Ewigkeit Gottes, sind himmlischer Herkunft und leben aus seiner Gnade. Er hat uns gewollt und will uns immer noch – nicht als Marionetten, sondern als Wesen, die verantwortlich mit ihrer Freiheit umgehen. Damit spielen wir in Gottes Heilsplan eine wichtige Rolle.

Unsere Heimat ist im Himmel; darum gelten wir manchmal auch als Fremdlinge auf dieser Erde oder als „vaterlandslose Gesellen“. Unsere irdischen Verhältnisse zu relativieren, muss aber nicht bedeuten, sie zu verachten.

Wir sehen sie und uns vielmehr in einem größeren Horizont und scheuen es nicht, Verantwortung zu übernehmen, uns nötigenfalls auch die Hände schmutzig zu machen. Wir sind Wanderer zwischen den Welten: Wir glauben an den Himmel als unseren tiefsten Herkunfts- und Bezugsraum und lieben die Erde als das herrliche Land, auf das unser Los gefallen ist.

Ausrichtung

Wo wir herkommen, ahnen wir nun; kennen wir aber auch den Weg, der uns weiterführt? Woran orientieren wir uns? Wem können wir vertrauen? Wer oder was trägt uns?

Wie andere Institutionen setzen wir zunächst einmal auf möglichst viele Anhänger, ausreichende Finanzen, engagierte Mitarbeiter, überzeugende Leistungen und gesellschaftliches Ansehen.

Wie oft erleiden wir dabei aber auch Einbrüche und Rückschläge und teilen mit manchen Parteien, Gewerkschaften und Vereinen ein ähnliches Schicksal.

In solchen Situationen sind wir besonders dankbar, nicht allein auf uns selbst angewiesen zu sein: Wir stehen in Gemeinschaft mit unserem Papst in Rom und unzähligen Ortskirchen auf dem ganzen Erdenrund; wir wissen uns eingebunden in die weltweite ökumenische Bewegung christlicher Kirchen, und wir profitieren auch von der Sympathie, Solidarität und Partnerschaft vieler Nichtchristen.

Dennoch beschleicht uns manchmal die Sorge, im Nebel zu stehen und nicht mehr so richtig weiter zu wissen.

„Seid ohne Angst“, sagt uns Jesus. *„Glaubt an Gott und glaubt an mich!“* (Joh 14,1) Ich bin der Weg zur Wahrheit und zum Leben (vergleiche Joh 14,6).

Mit „Weg“ meint er dabei kein unabänderliches Programm oder eine starre Ideologie; zum Weg erklärt er vielmehr sich selbst als lebendige Person. Wer sich auf ihn einlässt, darf hoffen, menschenwürdig, sinnvoll und trostreich durchs Leben zu kommen und sogar darüber hinaus eine Zukunft zu haben.

Es reicht jedoch nicht, nur den Weg zu kennen; man muss ihn auch gehen. Landkarte und Wegweiser sind wichtig, noch hilfreicher und glaubwürdiger aber sind verlässliche Wegbegleiter.

Zu jedem Aufbruch gehören der Mut zum Wagnis, die Hoffnung, erfolgreich zu sein, und die Vorfreude auf das Ziel – aber auch Abschied und Trauer.

Als katholische Christen des Bistums Magdeburg sind wir davon überzeugt, dass vieles zurückgelassen werden muss, um den neuen Herausforderungen gerecht zu werden. Auch wenn wir keine Elite-truppe sind, wollen wir Aufbrüche wagen und in gegenseitiger Vergewisserung den Weg suchen, den uns Gott in Jesus Christus weist.

Wir wissen nicht, was uns dabei erwartet. Wird es – biblisch gesprochen – ein Durchzug durchs Rote Meer, ein Murren in der Wüste oder der Einzug ins verheißene Land? Finden wir wie die Weisen aus

dem Osten das neugeborene Kind oder müssen wir der Heiligen Familie gleich die Flucht antreten? Wird uns vielleicht zugemutet, Jesus noch intensiver auf dem Kreuzweg zu folgen? Ergeht es uns wie den Frauen, die sich auf den Weg machen, um den toten Jesus zu salben, und mit der Botschaft von seiner Auferstehung konfrontiert werden? Oder erfahren wir ähnliches wie die Jünger auf dem Weg nach Emmaus und dann zurück nach Jerusalem?

Wie sich unsere kirchlichen Verhältnisse auch entwickeln mögen, entscheidend ist, was dieser Jesus Christus für uns existentiell bedeutet; entscheidend ist, ob wir tatsächlich an ihn glauben und auf ihn setzen. Wenn das der Fall ist, braucht uns nicht bange zu sein – dann sind wir auf dem richtigen Weg.

Erwartung

Und wohin soll es gehen? Wie sieht das Ziel aus? Was erhoffen wir? Schwebt uns eine globale und totale Volkskirche vor Augen, vielleicht sogar ein christlicher Gottesstaat auf Erden oder eher eine dem Pluralismus sich stellende lebendige Gemeinschaft von entschiedenen und dialogbereiten Gläubigen, vielleicht auch nur ein „heiliger Rest“ Getreuer?

Keine Sorge! Die Kirche ist nicht das Reich Gottes und der Endzweck unseres Glaubens. Ihre Gestalt kann und muss sich wandeln. Sie vereint und bestärkt uns aber in der Hoffnung, dass Gott immer mehr seinen Plan wahrmacht, „in der Fülle der Zeiten“ – wie es im Epheserbrief (1,10) heisst – „in Christus alles zusammenzufassen, was im Himmel und auf Erden ist“. Darauf gehen wir hoffend zu; dem dürfen und sollen wir uns aber auch selbst mit unserer kleinen Kraft zur Verfügung stellen.

Und so hat Bischof Leo dieses Bemühen Gottes ganz zu seinem Wahlspruch gemacht: „Instaurare omnia in Christo.“

Das All in Christus zusammenzufassen, alles in ihm zu vereinen oder – wie man vielleicht auch übersetzen kann – wieder in die ursprüngliche Beziehung zu ihm als Haupt zu bringen, das meint nicht: vereinnahmen, entmündigen oder gleichschalten. Es bedeutet aber auch nicht alles für wahr, richtig oder gut zu halten.

In Liebe soll vielmehr die Aufspaltung der Welt überwunden und die Versöhnung mit Gott und untereinander bewirkt werden. Dabei ist Christus für uns der Maßstab, der die Geister scheidet und Gegensätze überwindet. Niemand und nichts ist davon ausgeschlossen.

Und so wie Gott sich um alle und alles sorgt, verziehen wir uns

nicht in bergende Gettos, sektiererische Zirkel oder kuschlige Wohlfühlgruppen. Ebenso lassen wir uns gemäß dem konfessionsübergreifenden christlichen Bekenntnis zur Katholizität der Kirche nicht ins private Abseits drängen; vielmehr mühen wir uns, das Ganze der Welt im Blick zu behalten und Jesus Christus in aller Öffentlichkeit eindeutig und vielfältig zu bezeugen.

Letztendlich aber ist die Zusammenfassung und Vollendung der Welt in Christus nicht unser Werk. Dieses Unternehmen steht ganz in Gottes Macht. Und das ist für uns unheimlich befreiend und tröstlich. Bei all unserem Engagement stehen wir nicht unter dem Druck, unbedingt erfolgreich sein zu müssen. Die Hauptverantwortung trägt ein anderer; und der schreibt manchmal auch auf krummen Zeilen gerade. Ihm dürfen wir vertrauen, dass unser Leben tatsächlich eine Zukunft hat und er uns nach allen irdischen Freuden und Mühen – im Bild des Evangeliums gesprochen – eine himmlische Wohnung bereithält.

Lieber Bischof Leo! Viele Jahre bist du mit uns als liebenswürdiger und herausfordernder Zeuge des christlichen Glaubens unterwegs gewesen. Wir danken dir für die nötige Gelassenheit, den schöpferischen Mut und die unbändige Zuversicht, die dich als Gründerbischof unseres neuen Bistums ausgezeichnet haben.

Erfreulicherweise hast du dich nicht in den Vordergrund gespielt, sondern bist für den transparent geblieben, der dich und uns in seine Nachfolge gerufen hat. Ihm danken wir heute gemeinsam mit dir in besonderer Weise für den Segen der letzten Jahre. Möge er dich und uns auch weiter auf dem rechten Weg geleiten – zu seinem Lob und zum Heil für viele.

Mit Christus auf dem Weg zwischen den Zeiten, zwischen den Menschen, zwischen Himmel und Erde

Predigt zur Bistumswallfahrt auf der Huysburg

am 5. September 2004

(2 Kor 4, 5-18; Lk 10, 1-12.17-20)

Erinnerung

„Jede Zukunft hat eine lange Vergangenheit“. Diese tief sinnige Feststellung einer 99jährigen Politikerin trifft auch auf uns katholische Christen zwischen Altmark und Burgenland, zwischen Harz und Elbe-Elster-Kreis zu. Obwohl wir eines der jüngsten Bistümer in Deutschland bilden, sehen wir uns doch in der Kette einer alten und ehrwürdigen Tradition. Vor lauter Jubiläen kommen wir fast gar nicht mehr aus dem Feiern. Halberstadt schaut voller Stolz zurück, schon vor 1200 Jahren als eigenes Bistum gegründet worden zu sein, Merseburg gedenkt seiner Wiedererrichtung als Bistum vor 1000 Jahren, unser Jugendhaus in Roßbach hat sein 50jähriges Bestehen gefeiert, und auch unser neu errichtetes Bistum Magdeburg ist schon wieder 10 Jahre alt. Was für eine bewegte Geschichte liegt doch hinter uns mit Höhen und Tiefen, Ab- und Aufbrüchen, Erfolgen und Versagen, Anpassung und Widerstand!

Mit wie viel Mut und Phantasie ist immer wieder das Evangelium Jesu Christi verkündet und in die Tat umgesetzt worden! Wie viel Heilige hat Gott in unserem Gebiet hervorgebracht, die uns heute noch Leuchten und Vorbilder sind! Durch welche Nöte und Schwierigkeiten sind unsere Gemeinden in all den Jahrhunderten, aber auch in den letzten Jahrzehnten hindurchgegangen! Wie viele haben in ihnen Heimat und Geborgenheit, Anregung und Halt, Hoffnung und Zuversicht gefunden! Das alles darf nicht vergessen werden. Die Erinnerung gehört zu unserem Leben und unserer Identität. Wir müssen wissen, wo wir herkommen und unsere Wurzeln sind.

„Eine Gesellschaft ohne Gedächtnis wird krank.“ (Weihbischof Vaclav Maly, Prag). Ein Europa, das seine jüdisch-christliche Prägung leugnet, macht sich unglaubhaft. Eine Kirche, die ihre Geschichte vergisst

oder missachtet, kann schnell dem Zeitgeist erliegen und leichter manipuliert werden. Ein lebendiger Bezug zur Vergangenheit aber stärkt unser Selbstbewusstsein und weitet unseren Horizont, bietet Korrektiv und Trost und lässt auch demütig und dankbar werden. Wir brauchen uns unserer Vergangenheit nicht zu schämen. Zu Recht können wir auf das stolz sein, was geschaffen wurde oder herangewachsen ist. Was andere gesät haben, dürfen wir heute immer noch ernten – davon leben wir sogar.

Auftrag

Aber heißt Christus nachzufolgen nicht, sich von der Vergangenheit zu lösen, die Zukunft in den Blick zu nehmen und im Heute zu leben? „Gebt. Ich sende euch ...“ so lautet der Auftrag des Herrn an die 72 Jünger: Geht, brecht auf, zieht hinaus in alle Welt, lasst Überflüssiges zurück, belastet euch nicht mit Unnötigem, orientiert euch auf das Wesentliche, rechnet mit Widerständen und verliert das Ziel nicht aus den Augen! Aber geht los!

Kurz zuvor sagt Jesus im Lukasevangelium sogar noch radikaler: „Keiner, der die Hand an den Pflug gelegt hat und nochmals zurückblickt, taugt für das Reich Gottes.“ In diesem Sinn schreibt Paulus im Brief an die Philipper (3,13 f) auch: „Ich vergesse, was hinter mir liegt, und strecke mich nach dem aus, was vor mir ist. Das Ziel vor Augen jage ich nach dem Siegespreis: der himmlischen Berufung, die Gott uns in Jesus Christus schenkt.“ Sollen wir also doch alles vergessen, was gewesen war, und unsere bisherige Geschichte als „Schnee von gestern“ abtun? Sind Kirchenhistoriker, Chronisten und Archivare damit völlig überflüssig? Ist nur noch der Augenblick wichtig?

Das hieße wohl, einem Trugschluss zu erliegen. Auch Jesus lebt aus und mit der Geschichte des Volkes Israel und bezieht sich vielfältig darauf. Ohne sie wäre er nur bedingt zu verstehen. Was meint er aber dann mit der deutlichen Aufforderung, im Einsatz für das Reich Gottes „nicht zurückzublicken“? Ganz bestimmt geht es ihm darum, sich von der Vergangenheit nicht gefangen nehmen und lähmen zu lassen oder sie krampfhaft festhalten zu wollen.

„Das war schon immer so“, dürfte für uns Christen kein gängiges Argument sein und entspricht zudem auch nicht der Wirklichkeit. Zu allen Zeiten ist die Kirche herausgefordert worden, sich auf neue Verhältnisse einzustellen und sie mitzugestalten. Und sie kann das, sie hat die Kraft – und sogar den Auftrag, immer wieder aufzubrechen. Schaut nur in eure Pfarrchroniken; dort werdet ihr bewegende Beispiele dafür finden: im Mittelalter, nach der Reformation, unter nati-

onalsozialistischen und dann nach dem II. Weltkrieg unter kommunistischen Bedingungen und schließlich in den letzten Jahren seit der Wende.

Und heute sagt uns der Herr immer noch: Geht! Ich sende euch... Wieder verändern sich unsere Verhältnisse, und wir sind gefordert, sie mutig anzunehmen, engagiert mitzugestalten und nicht nachzulassen, die Saat des Evangeliums unter die Leute zu bringen. Dabei gilt es, Schwerpunkte zu setzen, geeignete Strukturen zu finden, Ballast abzuwerfen und mit weniger Finanzen zurechtzukommen. Manches wird sicherlich auch schmerzlich sein und Wehmut aufkommen lassen. Aber hat uns nicht der Herr mit auf den Weg gegeben, nur das Nötigste mitzunehmen und im Vertrauen auf ihn recht sorglos in die Welt zu ziehen?! Letztlich überzeugt doch nicht unsere Ausrüstung, sondern die Botschaft, die wir zu verkünden haben, und ein lebendiger und tiefer Glaube!

Entscheidend wird auch sein, dass wir bei allen notwendigen Veränderungen nicht nur um unsere Existenz besorgt sind und ständig um uns selbst kreisen; vielmehr sollten wir immer im Blick behalten, wozu es uns eigentlich gibt: Salz der Erde und Licht der Welt zu sein. Selbst, wenn wir angesichts mancher gesellschaftlicher Probleme und Nöte auch keine perfekten Lösungen anbieten können, müsste doch zumindest unsere Solidarität denen gehören, die arm und bedrängt sind. In ihnen ist uns Christus besonders nahe.

Verheißung und Trost

Erstaunlicherweise berichten die zurückkehrenden Jünger voll Freude, dass ihnen sogar – wie es heißt – die Dämonen gehorchen. Was war das Erfolgsrezept? Im 2. Korintherbrief gibt Paulus dazu einen Hinweis, wenn er sagt: (4,5) *„Wir verkündigen nämlich nicht uns selbst, sondern Jesus Christus als den Herrn, uns aber als eure Knechte um Jesu Willen.“* Christus ist also derjenige, auf den es ankommt, die Mitte all unserer Verkündigung. Auf seinem Antlitz strahlt die Herrlichkeit Gottes auf. Er ist der Weg, auf dem man Gott erkennen kann.

„Diesen Schatz“ – so sagt Paulus auch (4,7) – *„tragen wir in zerbrechlichen Gefäßen; so wird deutlich, dass das Übermaß der Kraft von Gott und nicht von uns kommt.“* Ein wunderschönes Bild! Bei einem vollkommenen Gefäß aus Ton oder Keramik wäre der Inhalt nicht sichtbar; durch Risse oder Sprünge würde man von ihm aber vielleicht etwas erkennen können.

Wir müssen keine Supermensen sein, um unserer Berufung ge-

recht zu werden. Gerade in unserer Begrenzung kommt die ganze Kraft des auferstandenen Herrn und sein Licht erst zur Geltung. Und je mehr wir zu dieser unserer Schwachheit und Gebrechlichkeit stehen, um so mehr kommt der Herr zum Tragen.

Ist das nicht ungeheuer tröstlich? Auch und vielleicht gerade dann, wenn wir in die Enge *getrieben, gehetzt* oder sogar *niedergestreckt* werden, wenn wir unsere Möglichkeiten erschöpft sehen und kaum noch weiterwissen, sieht Paulus uns nicht nur in Leidensgemeinschaft mit dem Herrn, sondern auch in Verbindung mit seiner Auferstehung und Herrlichkeit. Unser Schicksal besteht darin, mit Christus zu sterben, um mit ihm zu leben. Beides ereignet sich oftmals gleichzeitig. Was aber oberflächlich betrachtet als Verlust erscheint, kann auf andere Weise durchaus zu neuem Leben führen. Durch die Gnade Gottes sind wir also, was wir sind (vergleiche 1 Kor 15,10); und das sollte uns Mut machen, unsere kleine Kraft weiterhin dem zur Verfügung zu stellen, der uns ausgesandt hat, allen Menschen zu verkünden: *„Das Reich Gottes ist euch nahe!“*

Im alttestamentlichen Buch Kohelet, das die Welt und das menschliche Leben recht nüchtern betrachtet, findet sich die Empfehlung (7,10): *„... frag nicht: Wie kommt es, dass die früheren Zeiten besser waren als unsere? Denn deine Frage zeugt nicht von Wissen.“*

In der Tat hat wohl jede Zeit ihre Schwierigkeiten und Chancen und ist zugleich Bewährungs- und Heilszeit. In jeder Zeit wird das Evangelium die Geister scheiden und auf Ablehnung und Annahme stoßen. *„Jede Zeit ist dem Evangelium gleich nah beziehungsweise gleich fern“* (Bischof Joachim Wanke, Erfurt). Stellen wir uns also den gegenwärtigen Herausforderungen, bestärkt durch das Beispiel unserer christlichen Vorfahren und im Vertrauen auf den, der mit uns auf dem Weg ist zwischen den Zeiten, zwischen den Menschen, zwischen Himmel und Erde: Jesus Christus, unser Herr.

Um Gottes und der Menschen willen

*Predigt anlässlich des 10. Jahrestages der Bistumsgründung
am 9. Oktober 2004 in der Kathedrale St. Sebastian
(Röm 12,1-17; Mk 4,1-9)*

Wozu ist eigentlich ein Bistum gut? Was ist überhaupt ein Bistum oder – wie man auch sagen kann – eine Diözese? Und noch konkreter: Wovon und wofür leben wir Katholiken im Bistum Magdeburg?

Eigenständigkeit



Bischof Gerhard Feige predigt am 10. Jahrestag der Bistumsgründung in der Magdeburger Kathedrale. Im Hintergrund Altbischof Leo Nowak.

Schaut man sich weltweit um, ist es überraschend, wie unterschiedlich Bistümer sein können: klein oder groß, traditionsreich oder blutjung, bevölkerungsdicht oder territorial weit, finanzstark oder hilfsbedürftig, von der Auferstehung Jesu Christi beflügelt oder mehr von dessen Kreuzesnachfolge geprägt. Ob nun das Katharinenkloster auf dem Sinai mit 35 Mönchen, ein deutsches Erzbistum mit einem Jahresetat von 680 Millionen Euro, eine italienische Kleinstadt auf dem Berge, das katholische Bistum in Ostsibirien mit 10 Mil-

lionen Quadratkilometern, 32 Priestern, 17 Ordensleuten und einer noch zu definierenden Zahl von Gläubigen oder wir hier in Magdeburg: Das alles sind Bistümer; eine äußerlich erkennbare Norm scheint es nicht zu geben.

Und doch dürfte schon eines klar sein: Entscheidend ist nicht ein totes Territorium, sondern das lebendige Gottesvolk, das hier als Kirche in Erscheinung tritt. Bistümer entstehen immer dann, wenn das Evangelium Jesu Christi in einer Region tatsächlich angekommen und geerdet ist, wenn eine Ortskirche eigener Prägung meint, genügend Reife erlangt zu haben, um ihren Weg eigenständig weiterzugehen, und auch den Mut besitzt, dies zu riskieren.

Ein solcher Abnabelungsprozess ist nicht immer schmerzfrei. Das wissen wir aus eigener Erfahrung. Aber unsere Bistumsgründung vor zehn Jahren war keine selbstsüchtige und undankbare Entscheidung gegen Paderborn, sondern entsprang unserer Entwicklung, der Verantwortung gegenüber der damaligen Situation und dem Sendungsbewusstsein, das Evangelium Jesu Christi in katholischer Auslegung auf Mitteldeutsch zu buchstabieren und zu leben.

Solche Inkulturation bringt immer auch einen „eigenen Stallgeruch“ mit sich. Das kann anheimelnd wirken und emotional verbinden – und ist gut so. Es darf unter uns aber nicht stickig und muffig werden. Immer wieder ist Frischluft vonnöten: Offenheit und Veränderungsbereitschaft, Fantasie und Kreativität, Mut und Elan. Und wenn wir uns nicht von selbst bewegen, wird uns der Geist Gottes auf seine Weise antreiben.

Er ist es auch, der uns zusammenführt und als Ortskirche mit Leben erfüllt. Dabei sind wir als Bistum kein unvollständiger Teil oder ein Fragment der Gesamtkirche, kein Regierungs- oder Verwaltungsbezirk einer übergeordneten Behörde, keine Sektion des Leibes Christi. Vielmehr ereignet sich hier vor Ort Kirche ganz; ist die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche Christi wahrhaft gegenwärtig und wirksam. Von einem Bischof geleitet, verfügt jede Ortskirche über alle Mittel, die sie für ihre von Gott anvertraute Heilssendung braucht. Und die Gesamtkirche besteht – wie es das II. Vatikanische Konzil klargestellt hat (vergleiche LG 23) – in und aus den Teilkirchen. Ein Bistum zu sein, bedeutet zunächst einmal also eine recht große und verantwortungsvolle Eigenständigkeit zu haben.

Verbundenheit

Aber das allein wäre zu wenig und nicht katholisch genug. Zur ortskirchlichen Eigenständigkeit gehört auch die Verbundenheit, die Gemeinschaft, die Kommunikation.

„Denn wie wir an dem einen Leib viele Glieder haben, aber nicht alle Glieder denselben Dienst leisten, so sind wir, die vielen, ein Leib in Christus, als einzelne

aber sind wir Glieder, die zueinander gehören. "Was Paulus hier den Römern schreibt (Röm 12,4f), das gilt auch über sie hinaus: allen Gemeinden, Bistümern und der ganzen Kirche. Aufgrund der Gemeinschaft, die Gott uns mit sich in jeder Feier der Eucharistie eröffnet und schenkt, werden auch wir herausgefordert und befähigt, untereinander eines Sinnes zu sein und füreinander Verantwortung zu übernehmen.

Nur gemeinsam kann es uns in einem Bistum gelingen, glaubhaft und wirkmächtig Kirche zu sein: Gemeinden und Bistumsleitung, Caritasverband und Schulstiftung, Vermögensverwaltung und Seelsorgeamt, Priester und Diakone, Ordensleute und Laien, Haupt- und Ehrenamtliche, Verbände und Initiativen. Sicher sind die Eigeninteressen mancher verständlich, und es muss miteinander darüber gesprochen werden; wichtiger aber erscheint es vor allem, sich bewusst zu machen, dass wir alle im selben Boot sitzen.

So wie es in einem katholischen Bistum keine autonomen und freien Gemeinden gibt, so steht auch kein Bistum isoliert da. In der „*communio ecclesiarum*“ – der „Gemeinschaft der Kirchen“ – sind alle Bistümer durch ein lebendiges, wesentliches und dauerndes Band miteinander und mit der ganzen Kirche verbunden. Das schließt nicht Verschiedenheit und Vielfalt aus, bedeutet aber auch keinen Uniformismus. Im Hochgebiet der Eucharistiefeier kommt das besonders zum Ausdruck, wenn wir bekunden, mit unserem Papst in Rom, dem Ortsbischof und allen unseren Bischöfen, Priestern und Diakonen, allen, die zum Dienst in der Kirche bestellt sind, ja dem ganzen Volk der Erlösten in Gemeinschaft zu stehen und sogar vereint zu sein.

Keine Ortskirche kann und darf sich selbst genügen, wenn sie nicht ins Abseits geraten will. Das betrifft nicht nur ihr Selbstverständnis und ihre Kontaktpflege, sondern meint auch ihre Verantwortung und Bereitschaft, anderen Bistümern zu Hilfe zu kommen und sie bei der Verwirklichung der gemeinsamen Sendung zu unterstützen. Wir leben von solcher Solidarität und sind dankbar dafür, hoffen aber auch selbst, mit unseren Erfahrungen und unserem Glaubenszeugnis andere Ortskirchen bereichern zu können.

Über unsere katholischen Kirchengrenzen hinaus, fühlen wir uns aber auch den anderen christlichen Kirchen aufrichtig verbunden und mühen uns mit ihnen um eine größere und tiefere Gemeinschaft.

Und schließlich lässt uns die „*Freude und Hoffnung, Trauer und Angst*“ (GS 1) der Gesellschaft, in der wir leben, und aller Menschen nicht unberührt. „*Gleicht euch nicht dieser Welt an*“; prüft vielmehr immer wieder, „*was der Wille Gottes ist*“ (Röm 12,2), aber „*seid allen Menschen gegenüber auf Gutes bedacht*“ (Röm 12,17b). Nicht die Abkehr von dieser Welt

verlangt Paulus da von uns, sondern die Bewährung in ihr und eine kritische Verbundenheit um des Evangeliums und der Menschen willen. Ja, das ist unser Weg, dem versucht sich unser Bistum zu stellen!

Sendung

Dürfen wir dabei auf Erfolg hoffen? Was ist zu tun? Dem heutigen Evangelium gemäß besteht unsere Sendung darin, das Wort Gottes auszusäen. Jesus sieht diese Aktion wie erfahrene Landleute seiner Zeit zugleich nüchtern und zuversichtlich. Wir haben mit Misserfolgen zu rechnen, stoßen auf Ablehnung und Gleichgültigkeit, ärgern uns über missliche Umstände und harte Herzen und zweifeln vielleicht manchmal an uns selbst oder sogar an der Qualität des Samens. Andererseits aber verheißt Jesus unglaubliches Wachstum und sagenhafte Fruchtbarkeit. Es ist nicht leicht, diese Spannung auszuhalten und an den unberechenbaren Erfolg zu glauben, der zumeist nicht sichtbar ist und größtenteils wohl erst am jüngsten Tage offenbar werden wird. Mit großem Respekt schaue ich da auf den Lebens Einsatz vieler Mitbrüder und in der Seelsorge Tätigen, die in Treue ihren Dienst getan haben und tun und nicht aufgegeben haben.

Von Säuleuten wird in der Tat viel erwartet. Ohne Hoffnung und Zuversicht, dass wieder etwas wachsen wird, brauchen sie gar nicht erst anzufangen. Zugleich wissen sie aber auch darum, dass winterliche Kälte und sommerliche Dürre die Entwicklung schwerwiegend beeinträchtigen können. Geduld und Ausdauer sind gefragt. Wer nicht großzügig ist, würde das Saatgut eher ängstlich zurückhalten, als es so vielen unberechenbaren Faktoren anvertrauen, die man selbst nicht steuern kann. Säuleute wissen zudem, dass viele mithelfen müssen, das Feld vorzubereiten, die zarten Pflänzchen zu hegen und zu pflegen und auch die Ernte zu bewältigen. Menschen der Aussaat brauchen einander und sind solidarisch in ihrem Tun. Und schließlich gehört es auch dazu, sich nach höchster Aktivität zurücknehmen zu können und Gott alles Weitere zu überlassen.

Nicht 120 000 Katholiken irgendwie zu „versorgen“, ist die Aufgabe unseres Bistums, sondern in der Gemeinschaft möglichst vieler Mitglieder unserer Kirche zusammen mit den evangelischen und anderen Christen unserer Region das Wort Gottes unter fast 2 Millionen Mitbürger auszusäen. Dazu gehören ein großes Vertrauen in dessen Kraft, aber auch eigene Veränderungsbereitschaft, ein geistlicher Tiefgang und ein langer Atem.

Immer wieder wird in unseren Tagen der Ruf nach Visionen laut.

Könnte uns in unserer Sendung angesichts so mancher Erfahrungen nicht jene Verheißung trösten und ermutigen, die schon in Psalm 126 besungen wird: „*Die mit Tränen säen, werden mit Jubel ernten. Sie geben hin unter Tränen und tragen den Samen zur Aussaat. Sie kommen wieder mit Jubel und bringen ihre Garben ein.*“? Und Paulus gibt uns in seinem Brief an die Römer mit auf den Weg (12,12): „*Seid fröhlich in der Hoffnung, geduldig in der Bedrängnis, beharrlich im Gebet.*“

Eine bewegte Geschichte hat uns katholische Christen hier im Bistum Magdeburg zusammengebracht. Wir haben uns – wie andere bestätigen – bewährt und scheuen auch neue Herausforderungen nicht. Wir kennen unseren Auftrag, haben überzeugende Partner und ein großes Ziel. Lasst uns dem weiter gemeinsam entgegenschreiten, unser Möglichstes tun und unermüdlich Gott bitten: Dein Reich komme!

Wovon Kirche lebt

Hirtenbrief zur österlichen Bußzeit 2005

Zur Bedeutung der Eucharistie

2005 ist ein Jahr, das es für unser Bistum Magdeburg „in sich hat“. Einschneidende Entwicklungen, wichtige Ereignisse und notwendige Maßnahmen fordern uns heraus. Auch wenn wir schon seit über zehn Monaten um einen neuen Bischof beten, müssen wir uns doch immer noch in Geduld üben. Strukturelle Veränderungen unserer Gemeinden stehen an; um zukunftsfähiger zu werden, gilt es, stärker zusammenzurücken: in Gemeindeverbänden oder auch in neuen Pfarreien. Da unsere finanziellen Möglichkeiten deutlich abnehmen, ist Sparen zu einem unausweichlichen Thema geworden. Der Rückgang geistlicher Berufungen macht uns Sorgen; die Zahl der jungen Menschen, die sich für einen pastoralen Beruf entscheiden, ist viel zu gering. Andererseits gehen wir erwartungsvoll auf den Weltjugendtag in Köln zu, der auch unserem Bistum zahlreiche Gäste aus dem Ausland beschicken wird. Dieses gewaltige Treffen könnte zu einem Anstoß werden, sich seines Glaubens und seiner Zugehörigkeit zur katholischen Kirche wieder einmal stärker zu freuen und mutiger zu werden, auch anderen die Hoffnung zu bezeugen, die uns geschenkt ist.

Aber da ist noch ein Anliegen, das uns zu denken geben und bewegen sollte. Aus Sorge um die geistliche Dimension, um die „Quelle und den Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“, hat Papst

Johannes Paul II. uns für dieses Jahr eingeladen, das Geheimnis der Eucharistie in besonderer Weise in den Blick zu nehmen und noch intensiver daraus zu leben.

Was macht die Eucharistiefeyer für die Kirche und uns Christen eigentlich so bedeutsam? Dieser Frage möchte ich mit euch heute einmal nachgehen. Was ist uns normalerweise wichtig?

In unseren gegenseitigen Glückwünschen finden wir dazu meistens Formulierungen wie Gesundheit, Wohlergehen, beruflichen Erfolg, „was du dir selber wünschst“, alles Gute, viel Elan und Freude, hin und wieder auch: Gottes reichen Segen.

Und was ist uns heilig? Anders gefragt: Ist uns überhaupt noch etwas heilig – das heißt ein unverrückbarer Wert, dem wir anderes opfern, ein Tabu, über das man nicht diskutiert, eine geheimnisvolle Größe, die wir respektieren und vor der wir vielleicht sogar ehrfürchtig die Knie beugen?

In früheren Zeiten waren das Gott, die Götter oder Erscheinungen des Göttlichen, auch Kirche, Vaterland, Ehe und Treue oder der Mensch mit seiner gottgleichen Würde. Vieles ist gestürzt, zu Fall gebracht und eingeebnet worden. Manchen ist überhaupt nichts mehr heilig. Andere huldigen inzwischen Ersatzwerten, widmen ihnen äußerste Aufmerksamkeit und Pflege, ihre kostbare Zeit, ja selbst innigste Liebe. Manchmal mag das durchaus groteske Züge annehmen und von anderen nicht verstanden werden.

Schon seit Jahren stehen vielerorts Dinge höher im Kurs als das Leben. „*Man müsste in Europa das Glück haben, als Auto zur Welt zu kommen*“, folgerte darum auch vor einigen Jahren ein Spötter aus einer europäischen Wertestudie. Wenn ein Kind fast totgeschlagen wird, weil es an einem Luxusgegenstand einen Kratzer hinterlassen hat, wird überdeutlich, was manchen heutzutage als letzte Werte gelten?

Und was ist uns Christen wichtig und heilig? Oder vorsichtiger gefragt: Was sollte uns wichtig und heilig sein? In Bezug auf das Geheimnis der Eucharistie spricht unsere Kirche sogar vom Allerheiligsten. Von Anfang an hat sie dieses Sakrament als Herzmitte ihres Lebens empfunden und beschrieben. Sie lebt von der Eucharistie, und wo diese gefeiert wird, ist Kirche ganz anwesend. Was aber geschieht da? Was ist so kostbar, dass wir deswegen an jedem Sonn- und Feiertag – und manche auch an Werktagen – zusammenkommen, uns Zeit nehmen und vielleicht sogar von anderen angefragt oder belächelt werden? Im Zentrum der Eucharistiefeyer bestätigen wir den Ruf „*Geheimnis des Glaubens*“ mit den Worten: „*Deinen Tod, o Herr, verkünden wir, und deine Auferstehung preisen wir, bis du kommst in Herrlichkeit.*“

Christus ist wirklich gegenwärtig

Auch wenn zunächst vom Tod die Rede ist, handelt es sich dabei nicht um eine Totengedächtnisfeier. Wir erinnern uns nicht nur dieses Jesus Christus, seiner Lehre, seines Lebens und seiner Wirkungsgeschichte. Wir glauben vielmehr, dass er selbst wirklich gegenwärtig ist, dass die Zeiten überbrückt werden und dass sein Tod und seine Auferstehung für uns eine sehr konkrete Bedeutung erlangen.

In der Eucharistie sind wir gewissermaßen mit im Abendmahlssaal und auf dem Berg Golgotha, hineingenommen in das Auferstehungsgeschehen und in das Pfingstereignis. Da wird nichts hinzugefügt oder vervielfältigt – auf sakramentale Weise aber wird das Heilswerk Jesu Christi in unserer Zeit präsent. Wie den beiden Emmausjüngern könnten uns dabei auch die Augen aufgehen, die Herzen brennen und wir zu der Erkenntnis kommen: Der Herr ist tatsächlich in unserer Mitte, er lebt, er wendet sich uns liebevoll zu, aus Knechten dieser Welt macht er uns zu seinen Freunden und sendet uns mit dieser Erfahrung hinaus, davon zu künden, geistvoll zu leben und – wie es im Johannesevangelium (15,16) heißt – Frucht zu bringen.

Dabei wird nicht nur die Vergangenheit zur Gegenwart, auch die Zukunft öffnet sich uns schon. Wenn der Auferstandene in der Eucharistiefeier in unsere Zeit tritt, bricht wahrhaft der Himmel auf und die versprochene vollkommene Freude lässt sich – wenigstens ansatzhaft – schon verkosten.

Christus gibt sich uns zur Speise

In der Eucharistiefeier geht es aber nicht nur um das Opfer Jesu Christi und seine Gegenwart in dieser einzigartigen Dichte. Wir sind eingeladen zu einem wahren Mahl, in dem sich Christus uns als Nahrung anbietet. Das ist das eigentliche Ziel dieses Sakramentes, Christus in den Gestalten von Brot und Wein in sich aufzunehmen und auf diese intensive Weise mit ihm zu kommunizieren. Wir sollen tatsächlich essen und trinken und so teilhaben am Leib und Blut Christi.

Kyrill von Jerusalem sagt dazu: „*Schau nicht in Brot und Wein die bloßen und natürlichen Elemente an, denn der Herr hat ausdrücklich gesagt, dass sie sein Leib und sein Blut sind: Der Glaube versichert es dir, auch wenn die Sinne dir anderes einreden.*“

Oberflächlich betrachtet oder vernünftig durchdacht, ist das nicht zu verstehen. Schon die Zeitgenossen Jesu empörten sich über eine solche Zumutung, und auch heute stoßen sich viele an seiner Auffor-

derung, sich so konkret, ja leiblich, auf ihn einzulassen. Es bleibt ein Geheimnis, über das auch Thomas von Aquin sagt: „*Der Verstand verstummt beklommen, nur das Herz begreift's allein.*“

Wer davon aber im Herzen getroffen ist, wird ehrfürchtig kommunizieren und verstehen, wenn Kyrill von Jerusalem die Gläubigen ermuntert, die zum Empfang der Hostie geöffneten Hände als Thron zu verstehen, der für den himmlischen König bereit steht, um ihn aufzunehmen.

Wir empfangen dabei nicht irgendetwas, sondern ihn selbst. Diese Nahrung stärkt und beflügelt uns auch, dem Geist Jesu Christi in unserem Leben noch mehr Raum zu geben. Dazu heißt es bei Ephräm dem Syrer: „*Wer dieses Brot mit Glauben isst, isst Feuer und Geist.*“

Wer also gläubig kommuniziert, erhält Anteil an der Bewegung, die von Gott durch Jesus Christus im Heiligen Geist ausgelöst worden ist, wird reich beschenkt, selbst gewandelt und wieder gesandt, um sich wie Christus zu verschenken und anderen zur Speise zu werden, in Familie und Beruf, in Schule und Sportverein, in der Nachbarschaft und Kommune.

Wir werden dadurch Christi Leib

In der Eucharistie geht es aber nicht nur um Christus und mich (das auch!), sondern – wie Augustinus sagt – um den ganzen Christus, um Christus mit seinen Gliedern, also mit und in seinem Leib, der Kirche. Den eucharistischen Christus empfangen wir ja immer durch seinen Leib, die Eucharistie feiernde Kirche, und immer in seinem Leib, ja als seinen Leib, das heißt in seiner Verbundenheit mit der Kirche und der kirchlichen Gemeinschaft, nicht ohne sie. Ich empfangen ihn nicht individualistisch privat für mich, sondern als Glied der Kirche, um zu werden, was ich bin: Glied seines Leibes in der Weite, Vielfalt, Verbundenheit und den Austauschbeziehungen dieses Leibes.

Eucharistie und Kirche stehen also in einem gegenseitigen Bedingungsverhältnis. Die Kirche ist es, die die Eucharistie feiert, und die Eucharistie baut die Kirche auf. Durch die Kommunion wird die Einheit der Gläubigen, die einen Leib in Christus bilden, dargestellt und gefestigt.

Auf diese einheitsstiftende Weise bezieht sich Paulus, wenn er an die Korinther schreibt: „*Ist das Brot, das wir brechen, nicht Teilhabe am Leib Christi? Ein Brot ist es. Darum sind wir viele ein Leib, denn wir alle haben teil an dem einen Brot*“ (1 Kor 10,16 f.). Und Johannes Chrysostomus bemerkt tief sinnig: „*Was ist denn das Brot wirklich? Es ist der Leib Christi.*“

Was werden die, welche ihn empfangen? Sie werden Leib Christi; aber nicht viele Leiber, sondern ein einziger Leib. In der Tat ist das Brot ganz eins, obgleich es aus vielen Körnern besteht, ... Ebenso sind auch wir auf die gleiche Weise untereinander geeint und alle miteinander mit Christus.“

In der Tat bewirkt unsere Vereinigung mit Christus in der Kommunion als Geschenk und Gnade für jeden einzelnen auch eine Vertiefung der Einheit mit der Kirche, seinem Leib. Ja, das ist uns wichtig, das ist uns heilig, davon leben wir. Sonst könnten wir aufgeben. Es ist sogar unser Allerheiligstes: der Leib Christi, den wir unter der Gestalt des Brotes empfangen und der wir als Kirche selbst sind. Auch wenn dieses Zeichen vielen als ärmlich oder unverständlich erscheint, für uns leuchtet darin das Geheimnis des christlichen Glaubens auf. In ihm zeigt sich uns und der ganzen Welt die Liebe Gottes.

Liebe Schwestern und Brüder, die österliche Bußzeit könnte eine Möglichkeit sein, die Bedeutsamkeit der Eucharistie für unser christliches Leben und die ganze Kirche neu zu erkennen oder tiefer zu erfassen. Scheuen wir keine Mühen und lassen wir nicht nach, uns immer wieder zu dieser Feier des Todes und der Auferstehung Jesu Christi zu versammeln. Wer leichtfertig nur noch gelegentlich oder gar nicht mehr daran teilnimmt, ist in seinem Glauben vielleicht schon müde geworden oder gerät bald in Gefahr, sich vom Leib Christi als Quell neuen Lebens immer mehr zu entfernen. Versuchen wir auch, nicht nur äußerlich dabei zu sein, sondern wirklich unsere Herzen zu erheben und uns zugleich innerlich anrühren zu lassen. Womöglich kann neben einer würdigen und lebendigen Gestaltung auch das Bemühen um Momente der Stille dabei hilfreich sein.

Lasst uns auch nach Gelegenheiten und Möglichkeiten zur eucharistischen Anbetung suchen: in Ölbergstunden am Gründonnerstag, bei Andachten oder auch im Rahmen des so genannten ewigen Gebetes.

Bei allem notwendigen und begrüßenswerten Engagement für Kirche und Gesellschaft täte es uns sicher auch gut, hin und wieder in Stille und Anbetung Jesus Christus im Sakrament des Altares die Ehre zu erweisen und ihm dabei unsere Nöte und Schwierigkeiten, Ängste und Sorgen anzuvertrauen. Das kann entkrampfen, trösten, ermutigen und stärken.

Liebe Schwestern und Brüder, in der Eucharistie sind die vielen Anforderungen, denen wir uns zu stellen haben, im wahrsten Sinn des Wortes gut aufgehoben. Erfreuen wir uns in all unserem Tun immer wieder dieses lebendigen Quells, aus dem die Kirche lebt; feiern wir ehrfürchtig das wunderbare Geheimnis unseres Glaubens und vertrauen wir seiner segensreichen Wirkung.

III.

Anregende Bistumspatrone

Realistisch, engagiert und fromm

*Predigt im Gedenken an den Heiligen Norbert
(Ez 34, 11-16; 2Tim 4, 1-5; Lk 10, 1-9)*

Bewundernd schauen wir auf den heiligen Norbert als ein überzeugendes Beispiel christlicher Nachfolge. In ihm steht uns ein adeliger Wanderprediger des 12. und 13. Jahrhunderts, der Stifter des Prämonstratenserordens und der 13. Erzbischof von Magdeburg vor Augen. 1982 wurde er zum Patron des Magdeburger Landes erhoben, und seit 1994 gilt er auch als Fürsprecher unseres neuerstandenen Bistums.

Wie interessant wäre es doch, diesen ruhelosen Erneuerer auf seinem Lebensweg zu begleiten und sich ein genaues Bild von ihm und der damaligen Gesellschaft zu machen. Mir soll es jedoch genügen, drei seiner markantesten Züge aufzunehmen und auf unsere Situation hin zu bedenken. In welchen Verhaltensweisen könnte uns Norbert ein Vorbild sein? Worin wäre es angebracht, ihm nachzueifern?

Realistisch

Zunächst einmal scheint Norbert einen ausgeprägten Realitätssinn gehabt zu haben. Er sieht die Probleme seiner Zeit, macht sich nichts vor und weicht ihnen nicht aus. Er interessiert sich für die politischen Verhältnisse, hat ein Gespür für die Missstände und leidet unter dem kirchlichen Reformstau.

Man kann sehr unterschiedlich mit der Wirklichkeit umgehen: sie bestreiten, sie schönreden, sie verfälschen, sie verdrängen, ihr entfliehen oder sich ihr stellen und sie annehmen.

In der Gnadenlehre gibt es schon seit der frühen Kirche die Erkenntnis: „*Nur was angenommen ist, kann auch erlöst werden*“.

Auf Jesus Christus bezogen meint das: Nur wenn dieser als wahrhafter Gott auch ganz und gar Mensch war – das heißt tatsächlich unsere menschliche Natur durchdrungen hat – können wir auf Erlösung hoffen.

Auf unser Verhältnis zu unserer Umwelt und unseren Zeitgenossen angewandt, hieße das: Nur wenn wir dazu erst einmal „Ja“ sagen und uns nicht sofort in Träumereien flüchten, haben wir eine Chance, etwas zu verändern.

Dem pflichtet auch der Herr – wie wir im Lukas-Evangelium hö-

ren – bei, indem er seinen Jüngern illusionslos über ihr Einsatzgebiet sagt: „*Die Ernte ist groß, aber es gibt nur wenig Arbeiter*“, oder: „*Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe*.“ Und Paulus weist Timotheus darauf hin, dass eine Zeit kommen werde, in der man allen möglichen Lehren Vertrauen schenkt, nur nicht mehr der christlichen Botschaft, und ermuntert ihn: „*Du aber sei in allem nüchtern, ertrage das Leiden, verkünde das Evangelium, erfülle treu deinen Dienst*.“

Nüchternheit ist also im Umgang mit der Welt geboten. Dabei kann es manchmal hilfreich sein, auch die Wahrnehmung anderer zur Kenntnis zu nehmen und mit der eigenen zu vergleichen. Gemeinsam erfasst man oftmals die Wirklichkeit viel besser als allein.

Einige unserer Vorfahren im Glauben konnten trotz leidvoller Erfahrungen in diesem Gebiet und ohne sich etwas vorzumachen sagen: „*Auf dieses herrliche Land ist mein Los gefallen*.“

Identifizieren auch wir uns so mit unserer Situation, unserer Pfarrei und unserem Bistum? Sind wir mit unseren Zeitgenossen solidarisch: mit ihren Nöten und Sorgen, mit ihren Freuden und Hoffnungen?

Engagiert

Norbert war nicht nur ein Realist im Umgang mit den Gegebenheiten seiner Zeit, er hat sie nicht etwa nur analysiert und apathisch hingenommen, sondern wesentlich zu ihrer Veränderung beigetragen. Mit großer Durchsetzungskraft hat er Reformen auf den Weg gebracht und immer bei sich selbst angefangen.

Unsere Kirche steht vor großen Herausforderungen: Wie viel Gleichgültigkeit und Ablehnung schlägt uns entgegen! Wie viel Möglichkeiten haben sich andererseits aufgetan, in unserer Gesellschaft zum Wohle vieler Menschen wirksam werden zu können! Wie viel Kleinkariertheit, Ängstlichkeit und Resignation gibt es in den eigenen Reihen! Unsere Talente, Kräfte und finanziellen Möglichkeiten scheinen eng begrenzt zu sein. Man könnte sich fast selbst bemitleiden!

Ist uns aber nicht aufgetragen worden, dem Herrn ohne große Ausrüstung und relativ sorglos in alle Städte und Ortschaften voranzugehen, zu den Menschen Kontakt aufzunehmen, Kranke zu heilen und das Reich Gottes anzukündigen (vergleiche Lk 10,1-9). Und heißt es im Brief an Timotheus nicht: „*Verkünde das Wort, tritt dafür ein, ob man es hören will oder nicht; weise zurecht, tadle, ermahne, in unermüdlicher und geduldiger Belehrung*“? (2 Tim 4,2) Könnte das nicht bedeuten: mit dem Wenigen, was wir haben, zu wuchern – und darauf zu vertrauen, dass Gott daraus reiche Frucht wachsen lässt?

Sich furchtlos zu Gott bekennen

*Predigt im Gedenken an den Heiligen Mauritius
(Röm 5,1-5; Mt 10,28-33)*

Märtyrer, Reichsheiliger und Bistumspatron

Unsere Magdeburger Ortskirche ist sicher – verglichen mit anderen Bistümern – in vielem armselig, aber sie muss nicht ärmlich tun oder schlampig erscheinen. Wie reich hat uns doch der Geist Gottes mit seinen vielfältigen Gaben bedacht! Sie unermüdlich zu fördern und geduldig einzusetzen, müsste unser aller Anliegen sein. Dabei verhallt der Ruf nach Reformen, wenn nicht viele – wie Norbert – erst einmal oder zugleich bei sich selbst anfangen.

Fromm

Schließlich vermittelt Norbert uns auch das Beispiel einer tiefen Frömmigkeit. Nicht umsonst wird er oft mit der Monstranz in der Hand dargestellt. In allem, was wir erfahren und tun, sollen wir die Mitte im Blick behalten und uns nicht in Äußerlichkeiten verlieren. Bei allem Engagement ist das die Quelle geblieben, aus der Norbert gelebt hat. So heisst es bei einem alten Schriftsteller auch über ihn: *„Er trug die Welt in die Einsamkeit, um sie da dem Herrn zu opfern. Und er trug seine Einsamkeit in die Welt, um sich zu schützen gegen Zerstreung und Störung.“*

Vertraut man manchen Statistiken und Umfragen, so gibt es tatsächlich eine ganze Reihe von Christen, deren Glauben nur noch bruchstückhaft oder ganz geschwunden ist, die oberflächlich noch dazu gehören, aber innerlich nicht mehr brennen oder noch nie gebrannt haben.

Es kann sogar Gemeinden geben, in denen vieles funktioniert, der Geist aber geschwunden und Gott gewissermaßen verdunstet ist. Andererseits macht sich Gott manchmal gerade da wieder erfahrbar, wo Menschen versagt haben, ihm hochmütig die Anbetung verweigern oder nicht mehr an ihn denken.

Letztlich ist – wie wir aus dem Buch Ezechiel hören – er selbst es, der sich wie ein Hirt um seine Schafe kümmert, sie sucht, nicht aufgibt, zurückholt und umsorgt. Dies nicht zu vergessen und darauf zu vertrauen meint der Hinweis auf die Mitte.

Wir können auf unseren ersten Bistumspatron durchaus stolz sein. Auch wenn er vor vielen Jahrhunderten gelebt hat, ist er doch nicht von gestern. Ihm nachzueifern wäre nicht das Schlechteste. Und Gott zu vertrauen, dass er auch unserer Ortskirche nach wie vor nahe bleibt, sollte uns Mut und Hoffnung machen, im Eifer für die Sache Jesu Christi nicht nachzulassen.

Nach Norbert von Xanten und neben Gertrud von Helfta gehört auch Mauritius zu den Patronen des Bistums Magdeburg. Damit knüpfen wir an alten Traditionen an. Schon unter den Ottonen und Saliern wurde er zum Reichsheiligen, und bis zum Untergang des alten Erzbistums Magdeburg war er dessen Patron. Darum tragen in unserem Gebiet auch noch heute einige Kirchen seinen Namen: Der Magdeburger Dom und die Moritzkirche zu Halle sind dafür die bedeutendsten Beispiele.

Dass Mauritius immer noch Aktualität genießt, zeigen vor allem die Kopten, die ihn als einen der ihren verehren, aber auch manche wissenschaftlichen Kolloquien und Publikationen der jüngsten Zeit. Einem Bericht des 5. Jahrhunderts nach soll er vor über 1700 Jahren mit weiteren Angehörigen der sogenannten Thebäischen Legion in St. Maurice im Wallis das Martyrium erlitten haben. Der Grund dafür sei gewesen, dass sich die meisten, weil sie Christen waren, weigerten, den Göttern Roms zu opfern und gegen eine christliche Bevölkerung vorzugehen. Also wurde die Legion mit Mauritius an der Spitze wegen Befehlsverweigerung zuerst dezimiert und dann gänzlich niedergemacht.

Der Widerstand der Welt

Diese Erfahrung, auf den Widerstand der Welt zu stoßen und manchmal sogar bis auf den Tod bekämpft zu werden, hat die Kirche durch die Jahrhunderte hin begleitet und geprägt. Darauf hat schon Jesus seine Jünger hingewiesen. Bevor er die Zwölf auswählt und Anweisungen für die Mission gibt, hört man ihn im 10. Kapitel des Matthäusevangeliums unter anderem ziemlich ernüchternd sagen: *„Wenn man eure Worte nicht hören will, dann geht weg, und schüttelt den Staub von euren Füßen. (14b)“* oder *„Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe ... (16a)“* oder *„Nehmt euch vor den Menschen in acht! Denn sie werden euch vor die Gerichte bringen ... (17)“* oder *„Ihr werdet um meines Namens willen von allen gehasst werden ... (22)“* und schließlich *„Ein Jünger steht nicht über seinem Meister und ein Sklave nicht über seinem Herrn (24).“* Später folgen sogar noch drastischere Äußerungen: *„Denkt nicht, ich sei gekommen, um*

Frieden auf die Erde zu bringen. Ich bin nicht gekommen, um Frieden zu bringen, sondern das Schwert (34). „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht würdig (38).“ „Wer das Leben gewinnen will, wird es verlieren; wer aber das Leben um meinetwillen verliert, wird es gewinnen (39).“

Damit soll nicht zu Machtkampf, Fanatismus und falscher Weltflucht aufgerufen werden; vielmehr kommt hier zum Ausdruck, dass das Reich Gottes und die Nachfolge Jesu keinen faulen Frieden dulden, sondern zur Entscheidung rufen und Klarheit schaffen wollen.

In diktatorischen Zeiten kann es manchmal leichter sein, sich deutlich beziehungsweise eindeutiger zu Jesus Christus und seiner Kirche zu bekennen. Schwerer wird es da schon, wenn der Widerstand der Welt in der allgemeinen Meinungsvielfalt nicht mehr wahrnehmbar ist, uns Interesslosigkeit entgegenweht oder wir der Täuschung erliegen, es reiche für uns heutzutage, nette und freundliche Menschen zu sein, sich eher mit der Welt zu engagieren als ihr immer wieder auch den kritischen Spiegel christlicher Wahrheiten vor Augen zu halten.

Der Mut zum Bekenntnis

Wie kann und soll man heute seinen christlichen Glauben bekennen und den Sendungsauftrag Jesu mit Leben erfüllen? Sollen wir auffälliger und anstößiger werden oder eher darauf verzichten, nur irgendwie aufdringlich zu erscheinen? Eine Pauschallösung hat es wohl nie gegeben und gibt es auch heute nicht. Gemeinsam und je einzeln müssen wir Wege suchen, unserer Berufung noch gerechter zu werden. Dabei sollten wir uns aber von einer Grundhaltung leiten lassen, die Jesus im heutigen Evangelium seinen Aposteln nahe legt und die nichts an Aktualität eingebüßt hat: Gott mehr zu fürchten als die Menschen; ja sogar jegliche Menschenfurcht abzulegen und allein auf Gott zu setzen.

Der moderne Mensch scheint die Furcht vor Gott verloren zu haben, beugt sich aber vielfach anderen Mächten und Gewalten – und ist nicht etwa von Zwang und Unterdrückung frei. Auch wir sind manchmal in Gefahr, die Furcht vor Gott zu verlieren, ihn nicht mehr richtig ernst zu nehmen und bis zur Bedeutungslosigkeit zu verharmlosen. Kein Wunder, wenn wir uns dann auf einmal in ganz anderen Abhängigkeiten und sogar Versklavungen wiederfinden. Gott mehr zu fürchten als die Menschen – das heißt sich eher seiner Schöpfermacht und Liebe anzuvertrauen als sich menschlicher Ohnmacht und Willkür auszuliefern –, erniedrigt nicht, sondern befreit zu wahren Leben. Und dieses kann nur Gott gewähren, von Menschen hingegen

nicht angetastet werden. Sie können zwar – wie es heißt – den Leib aber nicht die Seele töten. Auch dürfen wir seiner ganz persönlichen Sorge vertrauen: Wenn ihm schon die Spatzen einer gewissen Aufmerksamkeit wert sind, um wieviel mehr erst wir Menschen.

Und schließlich verbindet Jesus seinen Aufruf, Gott – und nicht die Menschen – zu fürchten, auch mit der Verheißung, dass Gottes Botschaft trotz allen Widerstandes ankommen und letztendlich Erfolg haben – das heißt von den Dächern gerufen werden wird (Mt 10,27). Sich furchtlos an Gott zu halten und Jesus vor den Menschen zu bekennen, erfordert den ganzen Einsatz der Person. Wem dies gelingt, der darf dessen gewiss sein, dass auch Jesus – wie es im Evangelium heißt – sich zu ihm bekennt und vor seinem himmlischen Vater als Anwalt für ihn eintritt. Wie schon Augustinus in seinem Werk „De civitate Dei“ schreibt und das II. Vaticanum in „Lumen Gentium“ wiederholt (8), „*schreitet (die Kirche) zwischen den Verfolgungen der Welt und den Tröstungen Gottes auf ihrem Pilgerweg dahin*“. Inmitten dieser Gemeinschaft erfahren auch wir als Jünger Jesu manchen Widerstand und bitten Gott im Blick auf das kraftvolle Glaubenszeugnis des heiligen Mauritius: „*Gib auch uns den Mut, dir mehr zu gehorchen als den Menschen.*“

Im Giebelfeld des Hauptgebäudes der Franckeschen Stiftungen zu Halle finden wir dazu eine Ermutigung. In Lutherdeutsch steht da Jes 40,31 geschrieben: „*Die auf den Herren barren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler.*“ Diesen Impulsvers der pietistischen Erneuerung habe ich vier Jahre lang zu DDR-Zeiten an jedem Schulmorgen lesen können. Vielleicht bestärkt dieses alttestamentliche Zitat auch noch heute manchen, seine Furcht vor Menschen zu überwinden und sich ganz von Gott trösten zu lassen. Möge Gott uns allen immer wieder Kraft und Zuversicht schenken.

Die Chance wirklicher Bekehrung

*Predigt im Gedenken an die Heilige Gertrud von Helfta
(Eph 3,14-17; Joh 15,1-8)*

„Stufen“ des Christseins

„Die himmelweisende Leiter“ – auf griechisch „Klimax“ – so lautet der Titel einer berühmten christlichen Schrift aus dem 6. Jahrhundert. Ihr Verfasser – der Abt Johannes vom Sinai – will damit vor allem Mönchen geistliche, theologische und asketische Hilfen auf ihrem Weg

zur Vereinigung mit Christus aufzeigen. Verschiedentlich ist seine Lehre auch bildlich dargestellt.

So sieht man zum Beispiel an der Klosterkirche von Suðevíki in der Bukowina, wie Mönchsväter auf einer Leiter, bei der jede der 30 Stufen eine andere geistige Kraft zum Ausdruck bringt, allmählich aufsteigen; Engel begleiten sie dabei. Dennoch stürzen überall – selbst noch von der obersten Stufe – Mönche in die Tiefe und werden eine Beute der Dämonen.

Offensichtlich sind es solche, die vom Stolz ergriffen wurden und ihre erreichte Vollkommenheit nicht als göttliches Geschenk, sondern als eigene Leistung betrachteten.

Wer aber in Selbstüberwindung und Demut bis zur letzten Stufe – Sinnbild der Sehnsucht nach Erleuchtung und göttlichem Ergriffen-sein – gelangt ist, den zieht Christus in die Sphäre des Himmels hinein. Unterschiedliche Grade oder Intensitäten des Christseins gibt es aber nicht nur unter Mönchen und Nonnen.

Wer ist überhaupt ein Christ und woran erkennt man ihn? Reicht es getauft zu sein und Kirchensteuern zu zahlen? Oder gehört dazu notwendigerweise auch entsprechendes Glaubenswissen, eine aktive Kirchengemeinschaft und ein vorbildliches Leben? Und wie sieht es mit unserer inneren Überzeugung und äußeren Ausstrahlung aus? Wieviel Stufen sind wir Christus schon entgegengegangen? Mühen wir uns überhaupt oder begnügen wir uns mit dem bisher Erreichten? Geht es voran oder eher zurück?

Den idealen Christen treffen wir wahrscheinlich kaum an; aber doch eine große Zahl, die nicht nur mitlaufen oder das Antlitz der Kirche sogar verunstalten, sondern tatsächlich von der Botschaft Christi angeührt sind. Mit ihnen sind wir auf dem Weg und beten auch für die, „um deren Glauben niemand weiß als“ Gott allein.

Entchristlichung

Dabei fühlen wir uns manchmal aber recht einsam und verlassen. Nirgendwo anders scheint die Entchristlichung so stark zu sein, wie bei uns. Auch die bislang noch volksskirchlich geprägten Gebiete Deutschlands verlieren zunehmend an Glaubenssubstanz. Wie es schon vielen Christen im Laufe der letzten zwei Jahrtausende gegangen ist, leben wir als Fremde in der Zerstreuung, der Diaspora (vergleiche 1 Petr 1,1). Die gesellschaftlichen Verhältnisse haben sich 1989 für uns zwar verändert, was geblieben und sich in gewisser Weise vielleicht sogar noch verschärft hat, ist aber die Erfahrung, als Christ auf sich

selbst gestellt zu sein und von der Gesellschaft nicht unbedingt mitgetragen zu werden.

Wer Gottes Ruf ernst nimmt, wird den anderen fast immer irgendwie fremd und ist in seiner Umgebung nicht mehr ganz zu Hause. Manchmal ist es sogar die eigene Familie und Verwandtschaft, die einem, der bewusste Christ sein will, keinen Rückhalt mehr bietet. Eine solche Außenseiterrolle zu spielen, ist nicht ohne Gefahren.

Wie schnell kann es dazu kommen, dass man sich der Umgebung anpasst und seine Identität aufgibt. Resignation und Gleichgültigkeit stellen sich ein. Nicht jeder hat die Kraft und ist willens, lange gegen den Strom zu schwimmen. Andere fallen ins entgegengesetzte Extrem, verhärten in ihrer Position, ziehen sich in ein Getto zurück, lassen an der Welt nichts Gutes und verweigern jeglichen Dialog.

Diasporasituationen haben aber auch ihre Chancen. Durch die zahlreichen Herausforderungen kann der Glaube sich bewähren und wachsen; er kann innerlicher, reifer und verantwortungsbewusster werden.

Und manchmal gelingt es uns in äußerlich schwierigen Verhältnissen vielleicht sogar besser als in volksskirchlichen Gegenden und Zeiten, Christus wirklich nachzufolgen und dem zu entsprechen, wozu er uns bestimmt hat: Licht der Welt und Salz der Erde zu sein.

Durch Krise zu neuer Bekehrung

Entscheidend dafür ist aber, ob wir die Zeichen der Zeit begreifen und uns von diesen positiv herausfordern lassen. Ohne Zweifel tragen viele gegenwärtigen Entwicklungen die Züge einer Krise. Bei Krisen geht es um Heil und Unheil, Sieg und Niederlage, Leben und Tod. Krisen gehören zum Menschen, können ihn voranbringen, dürfen aber nicht zum Dauerzustand werden. Nicht selten – so schildert es uns die Bibel – wird der Mensch von Gott selbst in die Krise geführt, um sich aufs neue besinnen und entscheiden zu können.

Auch Gertrud von Helfta wäre ohne eine solche Krise nicht zu der Heiligen geworden, als die wir sie heute verehren. Nachdem sie schon 20 Jahre im Kloster gelebt hatte, geriet sie auf einmal in „dichte Dunkelheit“, „starke Verwirrung“ und große „Traurigkeit“. Wie sie selbst berichtet, konnte sie ihre Gebete nur noch gewohnheitsmäßig, lau und träge verrichten. Mehrere Wochen litt sie an Depressionen, bis Gott sie schließlich zur Einsicht führte, dass sie so wie bisher nicht weiterleben könne.

Sie war zwar Nonne und galt damit den anderen als eine bessere

Christin, blieb aber für das Eigentliche des Ordenslebens blind, weil sie lange nur pflichtgemäß aber ohne Liebe gelebt hatte, in Äußerlichkeiten korrekt, aber fern von Gott. War es das weltliche Wissen, dessen Studium sie in dieser Zeit ausgefüllt hatte, oder der Stolz, als Adelige in einem Feudalkloster etwas Besseres als die anderen Menschen zu sein?

Auf jeden Fall wurde sie so erschüttert, dass sie gewissermaßen – nach der „*conversio*“ in den Orden als eine Art erster Bekehrung – eine zweite Bekehrung erlebte, die ihr restliches Leben durch und durch veränderte. Christus selbst gab sich ihr zu erfahren und weckte in ihr die Sehnsucht nach einer sehr persönlichen und innigen Gottesbeziehung. Mit Christus im Herzen konnte sie nun alle Höhen und Tiefen bewältigen und sich auch mit großer Liebe den Menschen zuwenden. Ihr Herz brannte, weil sie *den* persönlich im Glauben erfuhr, von dem sie vorher nur aus der Tradition der Kirche wusste.

Wenn unser Glaube und unser Christsein heutzutage auch vielfältig infragegestellt und erschüttert wird, könnte das für uns nicht ebenso heilsam werden wie für die heilige Gertrud?

Wir bekennen uns als Christen und versuchen danach zu leben. Sind wir aber nicht manchmal dabei auch viel zu träge, routiniert und abgestanden, sehr diesseitsorientiert und wenig himmlisch beflügelt? Äußerlich funktioniert noch viel; wer aber entbrennt tatsächlich in Liebe zu Christus und seiner Kirche? Wer lässt sich wirklich seine Worte zu Herzen gehen und dazu hinreißen, die Schwestern und Brüder so zu lieben wie er? Das bedeutet aber doch, am Weinstock zu bleiben und Frucht zu bringen, sich nicht von Christus zu trennen, damit auch er sich nicht von uns lossagt.

Wir können Christus nicht in unser Herz zwingen. Wir können uns aber ihm öffnen oder verweigern. Karteimäßig dazuzugehören garantiert noch keine Heilssicherheit. Eine erste oder zweite Bekehrung täte sicherlich vielen gut. Mit Christus im Herzen brauchte uns nämlich nicht angst und bange zu werden. Persönlich mit ihm verbunden, ließe sich vieles verkraften. Noch mehr aber: Je inniger unsere Beziehung zu Christus wäre, umso glaubwürdiger würde auch unsere Verkündigung. Wenn wir selbst nicht brennen, können wir auch andere nicht entflammen!

Möge Christus uns darum auch zu sich emporziehen, unser Herz in Liebe durchdringen und uns zutiefst erfahren lassen, dass er in uns lebt und wirkt.

IV.

Ökumenische Erwägungen

Katholische Thesen zur Ökumene

Veröffentlicht zum Reformationstag 2004



Von links: Axel Noack, Bischof der Kirchenprovinz Sachsen, Helge Klassohn, Kirchenpräsident der Landeskirche Anhalts und der Magdeburger Bischof Gerhard Feige

I

Gemessen an der über tausendjährigen Entfremdung zwischen Ost- und Westkirche und den infolge der Reformation seit fast 500 Jahren sich abspielenden abendländischen Rivalitäten ist es äußerst erstaunlich und erfreulich, welche positiven Wandlungen die zwischenkirchlichen Beziehungen in den letzten Jahrzehnten genommen haben. Das vor 40 Jahren verabschiedete Ökumenismusdekret des II. Vatikanischen Konzils, die vor 5 Jahren unterzeichnete Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre und viele andere Texte sowie Entwicklungen lassen hoffen, dass die Einigung der Christenheit merklich und zügig voranschreitet.

II

Das, was Christen trennt, geht nicht bis in die Fundamente und reicht auch nicht bis in den Himmel, belastet aber immer noch sehr und ist nicht von heute auf morgen einfach abzuschütteln. Schließlich ist man in der Vergangenheit nicht im Streit um Bagatellen auseinandergegangen, sondern im Eifer um den wahren Glauben und dessen treue Weitergabe. Die heute manchmal zu hörende Meinung: „Wir glauben eh so wenig; das können wir auch ruhig gemeinsam tun“, dürfte keine zukunftsfruchtbare ökumenische Ausgangsposition sein. Konfessionelle Entwurzelung, schwindender Glaube und zunehmender

der Relativismus führen nicht weiter. Statt dessen bietet die Beheimatung in einer konkreten Kirche die Möglichkeit, sowohl Identität zu entwickeln als auch zum Dialog befähigt zu werden. Konfessionalität muss nicht Konfessionalismus bedeuten, kann vielmehr zur Bereicherung beitragen und deutlich werden lassen, dass uns mehr verbindet als uns trennt.

III

Theologische Lösungen früherer Streitpunkte und wachsende Übereinstimmungen müssen noch stärker in Lehre und Leben der Kirchen umgesetzt werden. Daneben ist es aber genauso wichtig, dass die kirchlichen Verhandlungsführer und Entscheidungsträger zur Kenntnis nehmen, was vielerorts schon möglich ist oder leidenschaftlich ersehnt wird. Auf jeden Fall gilt es, die wachsende Kluft zwischen hochoffizieller und basisnaher, akademisch einsichtiger und lebensnotwendiger Ökumene zu überbrücken.

IV

Ökumenisches Denken und Handeln ist weithin trotz aller beschwörenden Worte noch keine Selbstverständlichkeit. Auf allen Ebenen gibt es antiökumenische Vorbehalte, in Gemeinden manchmal sogar noch viel krasser als in Leitungs- und Theologenkreisen. Ökumene kann und darf nicht das Betätigungsfeld einiger weniger bleiben oder dazu werden. Möglichst viele Gläubige sind von der Notwendigkeit und Dringlichkeit ökumenischer Annäherung zu überzeugen, denn letztendlich ist der Ökumenismus nicht bloß irgendein „Anhängsel“, das der traditionellen Tätigkeit der Kirche angefügt wird, er gehört vielmehr zu ihrem Leben und Wirken sogar organisch dazu (vergleiche Enzyklika „Ut unum sint“ 20).

V

Eines der größten Hindernisse für die Ökumene scheint der Mangel an existentieller Betroffenheit zu sein. Selbstgenügsamkeit und Desinteresse an anderen Christen sind oft die Folgen fehlender Erfahrungen. Wer nicht in einem konfessionell gemischten Volk oder einer konfessionsverschiedenen Ehe lebt, keinem tief gläubigen und eindrucksvoll engagierten Christen einer anderen Kirche begegnet und vielleicht auch nicht zufällig durch die Zustände in der Jerusalemer Grabes- beziehungsweise Auferstehungskirche oder andere extreme

Beispiele mit der Tragödie christlicher Spaltung konfrontiert wird, dem dringt auch dieser Skandal weniger ins Bewusstsein, geschweige denn unter die Haut oder sogar ins Herz. Ökumenisches Engagement bedarf aber sowohl des Verstandes als auch der Gefühle. Wer nur auf eines von beiden setzt, ist manchmal sehr schnell am Ende.

VI

Viele zwischenkirchliche Schwierigkeiten sind nicht theologischer Art und keineswegs konfessionspezifisch. Oftmals geht es um die Frage, wie eine Mehrheit mit einer Minderheit umgeht. Und da gibt es weltweit von fast allen Kirchen unrühmliche Beispiele. Historisch gewachsene Rollen und Positionen, staatliche Privilegierung und selbstgerechte Intoleranz oder die Angst, etwas zu verlieren, zu kurz zu kommen und übervorteilt zu werden, können das gegenseitige Verhältnis enorm belasten. Anzustreben wäre, dass man nicht nur an der Freude, sondern auch am Leid, an Schwierigkeiten und Krisen der anderen äußerlich und innerlich Anteil nimmt. Keine Seite dürfte versuchen, aus Schwächen der anderen zu profitieren. Daran würde sich eine wahrhaft ökumenische Gesinnung zeigen.

VII

Ökumenischen Beziehungen hilft es nicht weiter, wenn aus Höflichkeitsgründen Probleme verschleiert oder verschwiegen werden. Statt dessen sollte man diese offen, beharrlich und fair angehen, dabei sich aber von dem Prinzip leiten lassen: „Einheit im Notwendigen, Freiheit im Zweifelhafte und Liebe in allem.“ Zu einer Kultur ökumenischer Ehrlichkeit gehört es, den anderen mit Achtung und Ehrfurcht zu begegnen, ihnen nicht von vornherein unlautere Motive zu unterstellen, kritische Anfragen nicht zum Anlass einer Selbstprofilierung zu machen und sich nicht – gewollt oder ungewollt – des Beifalls der Öffentlichkeit zu bedienen. Auch bei schwerwiegenden Spannungen sollte keine Seite den Dialog völlig abbrechen.

VIII

Oftmals verhindern einfach pragmatische Gründe eine intensivere Zusammenarbeit. Es erscheint unkomplizierter, alles in den üblichen konfessionellen Bahnen zu organisieren als sich aufwendigeren ökumenischen Absprachen zu stellen. Gemeinsame Initiativen sind zumeist

beschwerlicher und werden vielfach als zusätzliche Belastung oder entbehrlicher Luxus angesehen. In den Augen Außenstehender wären sie aber glaubwürdiger und überzeugender. Nicht umsonst hat Jesus um die Einheit seiner Jünger gebetet, damit die Welt seine göttliche Herkunft glaubt (vergleiche Joh 17,21). Die Glaubwürdigkeit der christlichen Botschaft ist durch die Spaltungen zutiefst beeinträchtigt. Wenn wir wieder mehr Menschen von der Heilsamkeit des Evangeliums Jesu Christi überzeugen wollen, sollten wir dies nicht in schroffer Konkurrenz tun, sondern eher versuchen, sich dabei zu verständigen und zu unterstützen.

IX

Auch wenn im Ursprungsland der lutherischen Reformation die evangelisch-katholischen Beziehungen im Vordergrund stehen, sollte man sich doch vor einer ausschließlichen Fixierung auf die abendländische Konfessionsproblematik und die deutschen Verhältnisse hüten. Wie die Europäische Union braucht auch unser ökumenisches Bewusstsein eine „Osterweiterung“ – oder besser: eine Vervollständigung. Ohne die orthodoxen und altorientalischen Kirchen wäre die ökumenische Bewegung ein recht einseitiges Unternehmen und die Christenheit nicht in der Lage, wieder stärker mit ihren beiden Lungen – das heißt den geistlichen Reichtümern der westlichen und der östlichen Traditionen – zu atmen. Angesichts der Globalisierung muss unser Blick aber noch weiter werden und auch die Christen auf der südlichen Halbkugel einbeziehen. Solche Horizonterweiterungen können manche Verkrampfungen lösen und vor ökumenischem Provinzialismus bewahren. Darüber hinaus stellen die aufeinandergerückten Weltreligionen und Kulturen für die Kirchen eine dringliche Herausforderung dar, im Dienst des gemeinsamen Zeugnisses zu noch größerer Einigkeit zu gelangen.

X

Alles Bemühen um Einheit und Überzeugungskraft bleibt menschlich und unzulänglich, solange nicht die Einheit in der Gemeinschaft mit Gott und Christus im Heiligen Geist erstrebt wird. In diesem Sinn ist Einheit zuallererst ein göttliches Geschenk, um das man beten muss. Sie lässt sich nicht „von unten“ organisieren, sondern muss sich „von oben“ einsenken – freilich in aufnahmebereite Herzen, die sich dem göttlichen Anruf nicht verschließen. Ohne Gebet, gegenseitiges Verzeihen, persönliche Bekehrung, demütigen Dienst und selbstlose Liebe würde ökumenischem Engagement die Mitte fehlen.

V.
Österliche
Impulse

„An-ge-dacht“

Beiträge im MDR- Hörfunk in der Osteroktav 2003

I

Ostern ist für Christen der älteste und wichtigste Feiertag - das Fest aller Feste. Da geht es nicht um holdes Frühlingserwachen, sondern um Tod und Leben.

Wer tot ist, ist tot, das erfahren wir immer wieder; und wer im Grab liegt, hat nichts mehr zu erwarten! Ostern steht dazu im krassen Widerspruch. Ostern präsentiert aller Welt die tollkühne Botschaft, dass vor etwa 2000 Jahren jemand diese scheinbare Gesetzmäßigkeit überwunden hat: Jesus von Nazareth, der Gekreuzigte. Er lebt, verkünden wir Christen, der Tod habe durch ihn seinen letzten Schrecken verloren, und das irdische Dasein habe einen neuen Sinn bekommen.

Auch wenn daran immer wieder gezweifelt wurde: Der Glaube an ein Leben nach dem Tod ist nicht tot zu kriegen! Für Unzählige war das seitdem keine theoretische Weltanschauung oder fromme Faselei, sondern Halt für ihr Leben und Motivation ihres Handelns.

Selbst wenn sie deshalb belächelt, angefeindet und sogar bekämpft wurden: Immer wieder versuchten die Christen, ihr Leben optimistisch anzugehen, Not und Leid – so gut es ging – positiv zu verarbeiten und sich auch für das Leben anderer einzusetzen.

Solche Menschen gibt es noch heute; manchmal zaghaft und ängstlich, dann jedoch wieder mit großer Hoffnung und Zuversicht, voller Freude und Elan, mit einer brennenden Kerze in den Händen und einem Lied auf den Lippen: „Christus ist auferstanden. Halleluja“! Möge diese Zuversicht und Hoffnung auch Sie ergreifen!

II

Was ist das Leben? Lauter Freude und Sonnenschein oder nichts als Mühe und Arbeit? Ein Streben nach oben oder ein Sich-Beugen unter eine höhere Macht? Vielleicht auch beides zugleich: ein ständiges Suchen nach Glück und eine Kette von Enttäuschungen?

Wir erfahren es sehr unterschiedlich: Manche sind des Lebens müde, satt und überdrüssig, andere können vom Leben nicht genug bekommen. Schon bei der Geburt zeigt sich diese Sehnsucht. Der Säug-

ling begrüßt das Leben mit einem Schrei. Er verkündet, dass er lebt. Und schreiend verlangt er sein Recht zu leben.

Dahin zu vegetieren wäre auch schon Leben. Meist aber wollen wir auch erfüllt und sinnvoll leben. In uns brennt sogar das Verlangen nach Unendlichkeit. Das Herz soll jung bleiben und der Geist frisch! Mancher träumt von der ewigen Jugend und sucht nach irgendeinem Jungbrunnen. Selbst in aussichtslosen Situationen klammern sich viele noch an das Leben und wünschen, es ginge weiter – wie auch immer. Der Mensch – ein einziger Schrei nach Leben!

Und da soll es nichts geben, was dieser Sehnsucht dauerhaft entspricht? Keine Zukunft? Kein Wiedersehen? Keine Vollendung? Kein ewiges Leben? – Nein, eine solche Aussichtslosigkeit hat der Mensch nicht verdient! Am Ende lediglich im Nichts zu versinken – das wäre grausam, ungerecht und sinnlos!

Dem gegenüber wage ich vielmehr mit unzähligen anderen zu glauben, zu hoffen und zu behaupten: Das Leben – also unser Leben – ist eigentlich nur ein Vorausbild oder vielmehr der Anbruch der Ewigkeit, angelegt auf eine noch größere Erfüllung. Wir alle haben noch viel zu erwarten!

III

Es gibt zwei Wege, einen zum Leben und den andern zum Tod. So jedenfalls steht es in der ältesten erhaltenen Kirchenordnung, einer fast zweitausend Jahre alten Schrift.

Wer den Weg zum Leben wählt, heißt es dort, der muss Gott und den Nächsten lieben, darf nicht tö-



Bischof Gerhard Feige im Hörfunkstudio des MDR

ten, nicht die Ehe brechen, nicht abtreiben und kein Neugeborenes umbringen. Der andere Weg aber, der Weg zum Tod, sei voller Übel wie Mord, Diebstahl, Falschheit, Heuchelei und Habsucht. Hier werden klare Verhältnisse benannt und eindeutige Entscheidungen erwartet.

Ist das Leben tatsächlich aber immer so einfach? Oder gibt es neben

den Schwarz-Weiß-Kontrasten nicht auch Grauzonen – neben überzeugenden Argumenten auch in Frage stellende Bedenken? Wie schnell teilen wir doch manchmal die Menschen in Gute und Böse auf!

Da ist es hilfreich, wenn Alexander Solschenizyn schreibt, „*dass die Linie, die Gut und Böse trennt, nicht zwischen Staaten, nicht zwischen Klassen und nicht zwischen Parteien verläuft, sondern quer durch jedes Menschenherz. Diese Linie*“ – so meint er – „*ist beweglich, sie schwankt im Laufe der Jahre. Selbst in einem vom Bösen besetzten Herzen hält sich ein Brückenkopf des Guten. Selbst im gütigsten Herzen – ein uneinnehmbarer Schlupfwinkel des Bösen.*“

Diese Erkenntnis macht mich vorsichtig gegenüber rigorosen Urteilen, aber auch aufmerksam für Täuschung und Verharmlosung. Wir Menschen kommen nicht ohne Entscheidungen aus. Und da bleibt es wichtig, sich immer wieder zu prüfen: Was ist für mich und andere heilsam und nützlich, was ist bedrückend und verwerflich?

IV

Die alten Griechen verehrten den Gott Apollo als Herrn des Lebens und des Lichtes. Ihm war die Insel Delos geweiht, und weder Geburt noch Tod durften dort vorkommen. Tote wurden umgebettet, Schwangere und Kranke weggeschafft. Opfer und Gebete durfte nur die schöne und in Blüte stehende Jugend darbringen. Nur das volle, ungetrübte Leben durfte Apollo vor die Augen treten, keinesfalls die Erbärmlichkeit des Säuglings oder die Gebrechlichkeit des Alters.

Gleichen moderne Lebensvorstellungen nicht manchmal denen des griechischen Gottes Apollo? Der junge, gesunde, sportliche, hübsche und lustige Mensch steht im Mittelpunkt, wird gefördert und als Werbeträger vermarktet. Kranke, Leidende und Behinderte hingegen lösen oft Befremden und Distanz aus. Darum wundert es auch nicht, wenn Forschung und Industrie daran interessiert sind, menschliches Erbgut zu selektieren und zu manipulieren. Dahinter steht nicht nur der hehre Wunsch, Leidenden zu helfen, sondern auch der feste Wille, möglicherweise krankes Leben von vornherein auszuschalten. Und auch das Ende des menschlichen Lebens wird inzwischen massiv angetastet.

Wieder einmal wollen Menschen zu Göttern werden und eine angeblich heile – tatsächlich aber menschenverachtende – Welt schaffen. Das wäre kein Fortschritt, eher ein Rückfall. Denn den Geist oder Ungeist einer Gesellschaft erkennt man immer daran, wie sie mit ihren schwächsten Gliedern umgeht.

Hier sind wir alle gefragt, unser Bild vom Menschen und auch unser

Engagement für eine Kultur des Lebens. Von Gott her – so glauben Christen – hat jeder Mensch seine unantastbare Würde, egal, ob er noch nicht geboren ist oder schon wieder im Sterben liegt – ja sogar noch im Tod.

V

„Sag mal, lebst du überhaupt noch?“ Sicher haben Sie so oder ähnlich schon einmal einen Bekannten gefragt, der sich lange nicht mehr gemeldet hatte. Ein ganz wichtiger Aspekt menschlichen Lebens klingt hier an: Das Leben will von jedem einzelnen selbst gelebt werden, es kann sich entfalten oder erstarren, immer sensibler werden oder abstumpfen. Das ist nicht eine Frage des Alters. Ältere Menschen können sehr lebendig sein und junge Leute recht greisenhaft wirken. Woran liegt das?

Menschliches Leben ist auf Beziehungen angewiesen, besonders zu anderen Menschen, aber auch zur gesamten Umwelt. Wer in Ehe und Familie Geborgenheit erfährt oder gute Freunde und Bekannte hat, der kann erfüllter leben als andere, deren Beziehungen zerbrochen oder erkaltet sind. Wie viele leiden doch unter solchen Nöten, wurden fallengelassen oder für erledigt erklärt und müssen nun in Einsamkeit dahinleben? Mancher gibt auf, isoliert sich selbst noch mehr, fühlt sich am Ende seiner Kraft, erscheint fast wie tot und kommt nicht wieder hoch.

„Bleib liegen, dann kannst du nicht mehr fallen!“ ist in einer solchen Krise – und überhaupt – kein guter Ratschlag. Als Christ lasse ich mich dabei vielmehr von Jesus anregen, der auf seinem Leidensweg mit dem schweren Kreuz auf den Schultern dreimal gefallen sein soll und jedesmal wieder aufgestanden ist. Dreimal heißt nach biblischem Verständnis übrigens: immer wieder! Es gibt so etwas wie eine Auferstehung mitten im Leben. Dazu gehören Kraft, Mut und Vertrauen – aber auch aufmerksame und liebenswürdige Zeitgenossen. Das Stehaufmännchen könnte ein Vorbild sein: Immer wieder gebeugt und doch nicht niederzuhalten!

VI

„Als Löwe gesprungen und als Bettvorleger gelandet“ – oft ein treffender Vergleich! Er spiegelt so manches menschliche Schicksal wider. Da hatte einer große Ideale und Vorsätze – und was ist daraus geworden?

Das Reden stimmt vielleicht noch mit dem Denken überein, aber das Handeln bleibt aus.

Auch gesellschaftlichen Bewegungen kann es so gehen: Sie beginnen revolutionär und enden kleinbürgerlich. Nach einer stürmischen Anfangsphase und großem Zulauf werden auf einmal Satzungen und Strukturen äußerst wichtig; man muss sich etablieren, um wirksam zu bleiben und größere Zeiten zu überdauern. Und dabei ist das ursprüngliche Feuer in Gefahr, nur noch zu flackern, zu glimmen oder sogar ganz zu erlöschen.

Der Kirche, die durch die Auferstehung Christi von den Toten vor 2000 Jahren ihre Initialzündung bekam, ist es im Laufe der Zeit oft nicht anders ergangen: Die Zahl ihrer begeisterten Anhänger hielt sich meist in Grenzen. Erstaunlicherweise ist es aber trotz mancher Anpassung und Erstarrung auch immer wieder zur Besinnung auf den Ursprung, zu Aufbrüchen und Reformen gekommen.

Von solchen Erfahrungen kann man auch als einzelner profitieren. Ich glaube, dass es im Leben nicht nur den einen Sprung, sondern viele Gelegenheiten gibt, sich zu bewähren und einzusetzen. Nur eine davon konsequent erfasst, kann schon zu beträchtlichen Veränderungen führen. Der Psychologe Carl Gustav Jung, formuliert das so: „Wer sagt, was er denkt, und wer tut, was er sagt, der löst eine Revolution aus!“

Es lohnt sich, seine Ideale nicht aufzugeben und manchmal einen neuen Sprung zu versuchen.

